63146696

»Nur wir haben überlebt«

»Nur wir haben überlebt«

Holocaust in der Ukraine

Zeugnisse und Dokumente

Herausgegeben von Boris Zabarko

Domanewka Mostowoje Tomaschpol Kodyma Teplik Gaisin
ta Nowograd-Wolynski Kiew
Babi Jar
Bar Karlowka Samyslowitschi Kotowska Iljinzy Raigorod Dshurin
nez-Podolski Swenigorodka Brazlaw Tschudnow
Ladiwa Wilschana Jagotin Rybniza Isa Wolodarsk Jampol Ladyshin
ow-Podolski Berschad Shmerinka
Petschora
Komargorod Bogdanowka Lipowzy Shitomir Balandika Odessa Uman
Berditschew Nemorosh
Tultschin
Schargorod Kamenka Chmelnik Ternowka Priluki
pikow Kazmasow Lyssaja Gora Suchoi Jar Galewo Muchowo

Dittrich

Boris Zabarko, selbst Überlebender des Ghettos von Schargorod hat 86 ergreifende und erschütternde Berichte von Überlebenden der Ghettos in der Ukraine gesammelt. In jedem der Berichte schwingt die Trauer und Klage mit: »Nur wir haben überlebt«. Als Kinder oder Jugendliche wurden sie Zeugen, wie ihre Eltern, Geschwister und alle Familienangehörigen ermordet wurden. In ihren Berichten sagen sie: »Vielleicht erscheint dem einen oder anderen mein Bericht wie eine Aufzählung trockener Tatsachen, aber für mich sind das die Meilensteine meiner hungrigen, zertretenen Kindheit.« »Als ich ein Kind war, habe ich von einem Stück Brot und von der Freiheit geträumt. Ich träumte davon, eine echte Puppe im Arm zu halten. Aber mein Traum wurde nicht wahr.«

Die Berichte enthalten Schilderungen der grausamen Morde. Sie zeugen aber auch vom übermächtigen Überlebenswillen der Kinder. »Mutter hielt mich ganz fest, drückte mich an sich und sagte: ›Wenn wir sterben, dann zusammen, damit du nicht leiden musst.‹ Aber ich riss mich los, sprang durchs Fenster in den Garten und entkam.«

Der Leser erhält Informationen über die Schwierigkeiten der Flucht, des Untertauchens und der Rettung durch Menschen, die ihr Leben und das Leben ihrer Familien riskierten, um diese gejagten, gequälten und verzweifelten Juden zu retten, und sei es nur für eine Nacht. Die mahnende Erinnerung

Boris Zabarko
Herausgeber

»Nur wir haben überlebt«

Holocaust in der Ukraine

Zeugnisse und Dokumente

Herausgeber der deutschen Ausgabe
Margret und Werner Müller

Übersetzt von
Margrit Hegge, Renate Meier und Ruth Vogt

Dittrich Verlag

Wolfram Wette

Judenmorde in der Ukraine

Mit dem Buch »Nur wir haben überlebt« wird historisch-politisch interessierten Menschen im deutschsprachigen Raum die Möglichkeit eröffnet, sich mit Erinnerungen von Überlebenden des Holocaust aus der Ukraine bekannt zu machen. Solche Berichte haben Seltenheitswert. Denn abgesehen von Barbara Baratz' Holocaust-Erinnerungen aus der Ukraine 1941–1944 (in deutscher Übersetzung: Darmstadt 1984) waren Informationen dieser Art bislang kaum verfügbar.

In der sowjetischen Zeit galt auch in der Ukraine die politische Richtlinie der Kommunistischen Partei, dass es im Zweiten Weltkrieg in der Sowjetunion nur sowjetische Opfer gegeben habe, zu denen auch die jüdischen gehörten. Über sie sollte jedoch nicht separat gesprochen und geschrieben werden. Der Holocaust wurde in der sowjetischen Geschichtsschreibung nicht als eigenständiges Thema behandelt. Auch die ukrainischen Historiker durften es weder mittels Archivstudien noch mittels der Befragung überlebender Augenzeugen bearbeiten.

Nicht viel anders als in der ehemaligen Sowjetrepublik sind auch in unserem Lande die Kenntnisse über den Holocaust in der Ukraine eher dürftig. Selbst der Tatbestand, dass dort die unvorstellbar große Zahl von etwa 1,5 Millionen jüdischen Menschen ermordet wurde, dürfte nur wenig bekannt sein. Das hat verschiedene Gründe. Zum einen begann die deutsche Geschichtswissenschaft erst in den neunziger Jahren des letzten Jahrhunderts damit, sich intensiv mit den konkreten »Aktionen« gegen die Juden in den verschiedenen Regionen Osteuropas zu beschäftigen. Zum anderen wird man zu berücksichtigen haben, dass die damalige Sowjetrepublik Ukraine kein selbstständiges Land war und ihre Geschichte von 1941 bis 1945 daher sowohl in den Weltkriegsdarstellungen des Ostens als auch in denen des Westens als Teil des deutsch-sowjetischen Krieges abgehandelt wurde.

Erst mit dem Zusammenbruch der Sowjetunion 1989/90 und der Bildung des unabhängigen Staates Ukraine 1991 entfiel das Tabu der Judenmorde. Sehr spät, aber noch nicht zu spät, begannen nun ukrainische Historiker damit, allen voran Boris Zabarko aus Kiew, einige der alt gewordenen Überlebenden des Holocaust aus der Ukraine nach ihren Erinnerungen zu befragen. Die Lektüre dieser Augenzeugenberichte ist bedrückend wie die Erinnerungsliteratur über den Holocaust insgesamt. Aber Menschen in unserem Lande, die gegen das Vergessen arbeiten und ihre erinnerungspolitische Verantwortung ernst nehmen, werden die Notwendigkeit erken-

nen, sich auch mit dem Thema »Holocaust in der Ukraine« auseinander zu setzen.

Boris Zabarko charakterisiert die von ihm zusammengetragenen Quellen dahingehend, dass die ukrainischen Augenzeugen in erster Linie von ihren eigenen Qualen und Schrecken berichten, welche die von ihnen erlebten Massenerschießungen bei ihnen auslösten. In der Regel waren sie mangels einschlägiger Informationen nicht in der Lage, die Mordtaten als Teil eines systematischen Vernichtungsprogrammes zu erkennen. Sie schildern ein höchst persönliches Ereignis ihres eigenen Lebens, nämlich den Mord an den vorbereiteten Gruben, das Mitansehen und Miterleben des Tötens als zufällig nicht selbst ebenfalls getötete Opfer.

Weil die Augenzeugenberichte einem auf den Nahbereich konzentrierten Blickwinkel verpflichtet sind, dürfte es hilfreich sein, das damalige Kriegsgeschehen einleitend wenigstens in groben Zügen auch von der Täterseite her zu beleuchten, also aus der Sicht des deutschen Aggressors. Die folgenden Hinweise mögen es den Lesern erleichtern, die Berichte der Holocaust-Überlebenden in den historischen Kontext einzuordnen. Zunächst ist daran zu erinnern, dass Teile der ukrainischen Bevölkerung die Angehörigen der deutschen Wehrmacht seinerzeit (1941) zunächst mit den traditionellen Gaben Salz und Brot empfingen, da sie sich von ihnen die Befreiung von der bolschewistischen Herrschaft und die Bildung eines unabhängigen Staates erhofften. Aber schon bald wurden die wahren Absichten der Deutschen erkennbar.

Der deutsche Überfall vom 22. Juni 1941 galt der Sowjetunion insgesamt. Es gab keine spezifischen Weisungen für die Ukraine. Auch die Befehlsgebung des Oberkommandos der Wehrmacht für die Kriegsführung der drei Heeresgruppen Nord, Mitte und Süd war identisch. Sie beinhaltete, dass die kriegerische Auseinandersetzung mit dem östlichen Nachbarn nicht nach herkömmlichen soldatischen Maßstäben geführt werden sollte, sondern als ein rassenideologisch begründeter Vernichtungskrieg. Nach der Terminologie, die von der nationalsozialistischen Propaganda verwendet wurde, handelte es sich um einen »Weltanschauungskrieg« gegen den »jüdischen Bolschewismus«. Die Soldaten sollten wissen, dass insbesondere Juden und Bolschewisten nicht nach dem geltenden Völkerrecht zu behandeln waren und eine Schonung auch von Kriegsgefangenen und Zivilisten nicht in Frage kam. Statt dessen sollten kommunistische Funktionäre und Juden vernichtet, also ermordet werden, und für die Kriegsgefangenen der Roten Armee galt Hitlers Diktum, sie nicht als Kameraden zu behandeln, was einem Todesurteil gleichkam. Man ließ sie einfach verhungern. Als Exekutionsorgane des deutschen Aggressors fungierten die Einsatzgruppen der SS. Sie operierten im Rahmen des Heeres und wurden von den jeweiligen Wehrmachtdienststellen aktiv unterstützt.

Der Befehlshaber der 6. Armee, Generalfeldmarschall Walter von Reichenau, der im Jahre 1941 in der ukrainischen Sowjetrepublik Krieg führte, schwor seine Truppe im Herbst besagten Jahres folgendermaßen auf den Vernichtungskrieg ein: »Das wesentliche Ziel des Feldzuges gegen das jüdisch-bolschewistische System ist die völlige Zerschlagung der Machtmittel und die Ausrottung des asiatischen Einflusses im europäischen Kulturkreis. Hierdurch entstehen auch für die Truppe Aufgaben, die über das hergebrachte einseitige Soldatentum hinausgehen. Der Soldat ist im Ostraum nicht nur ein Kämpfer nach den Regeln der Kriegskunst, sondern auch Träger einer unerbittlichen völkischen Idee [...].«

Wie die Kooperation von Wehrmacht und SS in der Praxis funktionierte, hat der bekannte Kölner Weltkriegshistoriker Andreas Hillgruber bereits im Jahre 1984 präzise beschrieben: »Die praktische Zusammenarbeit von Heer und ›Einsatzgruppen‹ hinsichtlich der Aktion gegen die Juden gestaltete sich so, dass die Armeeoberbefehlshaber unmittelbar nach dem Einmarsch in den besetzten Orten die Kennzeichnung und Registrierung der Juden an ihren Wohnsitzen anordneten. Dies wurde in großformatigen Plakaten bekannt gemacht, so dass den Einheiten der Sicherheitspolizei und des SD der Zugriff bequem möglich war, sofern nicht einzelne oder Gruppen von Juden – nachdem das ihnen bevorstehende Schicksal bekannt geworden war – in die Wälder flüchteten oder sonst ›untertauchten‹ [...]. Wie den ›Einsatzgruppen‹ im rückwärtigen Armee- und Heeresgebiet, so oblag den ›Höheren SS- und Polizeiführern‹ (HSSPF) in den der deutschen Zivilverwaltung überstellten sowjetischen Gebieten – neben anderen Aufgaben – die systematische Tötung der Juden.«

Die Aufgabenverteilung zwischen Wehrmacht und SS blieb im Prinzip während des ganzen Krieges bestehen, wobei die Kooperation immer enger wurde. Im Rahmen des Vernichtungskrieges, der eine barbarisierte Kriegsführung zur Folge hatte, empfanden Angehörige der SS und der Wehrmacht die institutionelle Abgrenzung als eher künstlich. Ein Generalleutnant der Wehrmacht namens Hans Leykauf, der im ersten Jahr des Krieges gegen die Sowjetunion in der besetzten Ukraine mit Rüstungsaufgaben befasst war, gab seinem Vorgesetzten im Oberkommando der Wehrmacht in Berlin am 1. Dezember 1941 einen ungeschminkten – und damit besonders aufschlussreichen – Bericht über die Praktiken der deutschen Besatzungsmacht in diesem Land seit dem Überfall vom Juni 1941. Unter der Überschrift »Ordnung der Judenfrage in der Ukraine« berichtete der General über die planmäßige Erschießung von Juden durch Formationen der deutschen Ordnungspolizei: »Sie erfolgte durchaus öffentlich, unter Hinzuziehung ukrainischer Miliz, vielfach leider auch unter freiwilliger Beteiligung von Wehrmachtsangehörigen.« Leykauf war auch das Ausmaß der Judenmorde bekannt: »Die Aktion ist in der Massenhaftigkeit der Hinrichtungen so gigantisch wie bisher keine in der Sowjetunion vorgenommene gleichartige Maßnahme. Insgesamt dürften bisher etwa 150 000 bis 200 000 Juden in dem zum R. K. [Reichskommissariat] gehörigen Teil der Ukraine exekutiert (worden sein) [...].« Der militärische Wirtschaftsfachmann Leykauf erging sich sodann in Klagen darüber, dass diese mörderische »Lösung der Judenfrage« zwar die »Ausmerzung überflüssiger Esser« bedeute, aber auch wirtschaftliche Nachteile habe. In einer Formulierung, die Wehrmacht und SS-Formationen eng verknüpfte, schrieb er seinem Vorgesetzten: »Wenn wir die Juden totschießen, die Kriegsgefangenen umkommen lassen, die Großstadtbevölkerung zu einem erheblichen Teile dem

Hungertode ausliefern, im kommenden Jahr auch noch einen Teil der Landbevölkerung durch Hunger verlieren werden, bleibt die Frage unbeantwortet: Wer denn hier eigentlich Wirtschaftswerte produzieren soll.« Gewiss wurde die Ermordung der Juden in der Ukraine mehrheitlich von Einsatzgruppen und Polizeiverbänden der SS ausgeführt. Gleichwohl sprach der Wehrmachtsgeneral Leykauf mit Recht in der ersten Person Plural: »Wir« deutschen Eroberer und Besatzer, Wehrmacht und SS, sind verantwortlich für die Judenmorde, das Massensterben von Kriegsgefangenen und den Hungertod unzähliger ukrainischer Zivilisten. Bereits seit August 1941 wurden in der Ukraine auch jüdische Frauen und Kinder systematisch ermordet.

Es ist dem Bemühen einiger weniger Schriftsteller und Historiker zu verdanken, dass die deutsche Öffentlichkeit wenigstens über das Massaker von Babi Jar vom 29. und 30. September 1941 einigermaßen informiert ist. In der am Rande der ukrainischen Hauptstadt Kiew gelegenen Schlucht von Babi Jar wurden mehr als 30 000 Juden ermordet. Es handelte sich um die größte einzelne Mordaktion, die unter der Verantwortung des Heeres während ihres Eroberungs- und Vernichtungskrieges gegen die Sowjetunion verübt worden ist. Wie das Wort Auschwitz symbolisch für den fabrikmäßigen Massenmord an den Juden durch Gaseinsatz steht – und im weiteren Sinne für die Ermordung der europäischen Juden überhaupt –, so ist Babi Jar gleichsam ein Synonym für die Massenexekutionen durch mobile SS-Truppen in den ersten beiden Jahren des Krieges gegen die Sowjetunion.

Andere Mordaktionen, die in der Ukraine schon in den Monaten davor verübt wurden, sind dagegen kaum ins öffentliche Bewusstsein getreten. Bereits Ende Juni, Anfang Juli 1941 wurden in der westukrainischen Stadt Luzk 1 500 jüdische Männer ermordet. In Ternopol stiftete das Sonderkommando 4b blutige Judenpogrome an, und Angehörige der Wehrmacht beteiligten sich dort daran, unschuldige jüdische Menschen zu erschlagen. In Shitomir erhängte das Sonderkommando 4a zwei Opfer öffentlich und erschoss Hunderte jüdischer Männer. Dies war der Beginn der systematischen Vernichtung der jüdischen Bevölkerung der Ukraine, unter anderem in den Städten Ostrog, Shitomir, Dnjepropetrowsk, Charkow, Odessa und Kamenez-Podolski.

In seinem Buch über die deutsche Besatzungspolitik in der südlichen Sowjetunion und die Massenmorde der – in der Ukraine eingesetzten – Einsatzgruppe D macht der deutsche Historiker Andrej Angrick (Besatzungspolitik und Massenmord. Hamburg 2003) deutlich, dass nicht nur der jüdische Bevölkerungsteil der Ukraine mit dem Tode bedroht war, sondern dass auch über der Masse der Landeseinwohner der »schleichende Hungertod« schwebte, da die deutsche Besatzungsmacht das Land hemmungslos wirtschaftlich ausbeutete. Die Besatzungskommandos der Wehrmacht hatten in der Ukraine kein ökonomisches oder menschliches Anliegen, zumindest Teile der jüdischen Bevölkerung, zum Beispiel die Rüstungsarbeiter, von der Vernichtung auszunehmen. »Im Gegenteil, der Vernichtungsdrang, als Kriegsnotwendigkeit begründet, richtete sich auch gegen Menschen, die nach den antisemitischen Mordkriterien zunächst

überlebt hatten, die aber als Wanderer, also ›Asoziale‹ galten, gegen Zigeuner, die a priori ›verdächtig‹ erschienen, oder Personen, die über zu viel Lebensmittel verfügten und dadurch zu Hamsterern wurden. All dies waren todeswürdige Vergehen gegen die neue Ordnung ...«

In den Erinnerungsberichten dieses Buches finden sich auch Hinweise auf ukrainische Bauern, die mutig und unter Lebensgefahr Juden versteckten und sie zu retten versuchten. Es gehört zum Gesamtbild der gewalttätigen deutschen Besatzungspolitik, dass es wenigstens einzelne Deutsche gab, die gegen den Strom schwammen und sich der Vernichtungspolitik entgegen stellten. Bekannt geworden sind die Rettungstaten des deutschen Ingenieurs Hermann Friedrich Gräbe (vgl. die Biographie von Douglas K. Huneke: In Deutschland unerwünscht. Lüneburg 2002), die denen eines Oskar Schindler nicht nachstehen. Während des Zweiten Weltkrieges arbeitete Gräbe als regionaler Manager einer Solinger Baufirma in der deutsch besetzten Ukraine. In den Städten Rowno und Dubno wurde er 1942 Augenzeuge systematischer Mordaktionen der SS, denen Tausende ukrainischer Juden zum Opfer fielen. Nun fasste der christlich geprägte, charakterstarke und selbstbewusste Mann einen doppelten Entschluss: Er wollte selbst so viele Menschen wie möglich zu retten versuchen, und zum anderen schwor er sich, nach dem Kriege der Öffentlichkeit wahrheitsgetreu über die Mordtaten zu berichten, wozu es dann im Kontext der Nürnberger Kriegsverbrecherprozesse auch gekommen ist. Als selbstständiger regionaler Manager baute Gräbe mit Hilfe von Vertrauten ein ganzes Rettungsnetz auf. Zeitweise beschäftigte er Tausende von Juden in den Zweigstellen seines Betriebes und erklärte deren Arbeit für absolut kriegsnotwendig, um sie auf diese Weise vor dem Zugriff der SS und ihrer ukrainischen Helfer zu schützen. Als 1944 die Rote Armee die Ukraine zurückzuerobern begann, stellte der Ingenieur einen langen Eisenbahnzug zusammen, mit dem er nicht nur seine jüdischen Arbeiter, sondern auch seine hochbrisanten persönlichen Aufzeichnungen nach Westen beförderte. In den letzten Monaten des Krieges gelang es ihm unter abenteuerlichen Umständen, die Menschen in amerikanische Obhut und damit in Sicherheit zu bringen. Gräbes Rettungsaktionen sowie sein Mut, über von Deutschen begangene Massenmorde auszusagen, wurden in den Nachkriegsjahrzehnten durch vielfache internationale Ehrungen honoriert, unter anderem durch Yad Vashem in Jerusalem. In Deutschland war Gräbe »unerwünscht« und sah sich aufgrund der feindseligen Atmosphäre, die ihn hier umgab, sogar genötigt, Deutschland zu verlassen und in die USA zu emigrieren.

Aber solche Männer, die Mut und Anstand bewiesen, hatten damals Seltenheitswert. Die vielen Ermordeten, über die in diesem Buch von den überlebenden Opfern des Holocaust berichtet wird, fanden keinen solchen Retter, sondern waren der deutschen Vernichtungsmaschinerie großenteils machtlos ausgeliefert.

Wolfram Wette — Freiburg i. Br., Juni 2004

Chassin Arkadi (geb. 1930)

»Durch eine wahre Hölle«

Diese Erinnerungen habe ich vor langer Zeit aufgeschrieben, kurz nach dem Ende des Großen Vaterländischen Krieges. Ich war damals fünfzehn Jahre alt. Unsere Familie war in dem von den Faschisten okkupierten Odessa geblieben, und wir mussten alle Kreise der Hölle durchleben, die den Juden von den Eindringlingen bereitet wurden.

Nachdem ich wie durch ein Wunder am Leben geblieben war, schrieb ich diese Erinnerungen auf. Das Schriftstück hat lange Zeit mal in der einen Redaktion in Odessa gelegen, dann in einer anderen, bis es ohne jede Erklärung wieder zu mir zurückkam. Die Erklärung fand ich in den Zeitungen: Der »Kampf mit den heimatlosen Kosmopoliten« hatte begonnen, die heute bekannte maßlose stalinistische Antisemitismus-Kampagne. Auf sie folgten die Ärzte-Prozesse … Aber auch nach Stalins Tod ermutigten die Regierungen von Chruschtschow und Breshnew nicht zum Publizieren von »jüdischen Themen« in der Presse.

Heutzutage gibt es viele solcher Publikationen. Aber von uns, den Augenzeugen der Massenvernichtung der Juden in den Konzentrationslagern der Faschisten und den Ghettos, bleiben mit jedem Jahr immer weniger übrig. Und als ich kürzlich in meinen Unterlagen diese Erinnerungen fand, nahm ich nur eine stilistische Korrektur vor und biete sie dem heutigen Leser an. Der Faschismus lebt, und man darf seine Verbrechen niemals vergessen!

In der Nacht vom 14. auf den 15. Oktober 1941 wurden die letzten Truppen der Roten Armee, die Odessa verteidigt hatten, auf Schiffe verladen und nach Sewastopol gebracht. Laut Befehl aus Moskau wurde Odessa im Zusammenhang mit dem Durchbruch der Deutschen auf der Krim, geräumt und dem Feind überlassen.

Aber die Streitkräfte der Faschisten, die die Stadt belagerten, erschienen erst gegen Abend des 16. Oktobers auf den Straßen. Beim Einmarsch sahen sie sich nach allen Seiten um wie Diebe, sie konnten nicht glauben, dass die von der Feuersbrunst geschwärzte, erbittert umkämpfte und bis gestern für sie noch unbezwingbare Festung von ihren Verteidigern verlassen sein sollte.

Der erste Okkupant kam am selben Abend des 16. Oktober zu uns in den Hof. Es war ein rumänischer Soldat. Er gab den erschrockenen Frauen, die im Hof standen, mit Gesten zu verstehen, dass er essen wollte. Eine Frau lief ins

Haus und brachte ihm trockenes Brot heraus. Eine andere brachte in einem kleinen Topf Suppe. Und die Hausmeisterin stellte einen Hocker vor ihn hin. Der Soldat setzte sich hin, legte sein Gewehr neben seine Füße und machte sich über das Essen her. Noch mehr Nachbarn gingen in den Hof hinaus. Ich drängelte mich nach vorn, um den ersten feindlichen Soldaten besser sehen zu können. Er kratzte den Topf aus, leckte den Löffel ab und sagte plötzlich: »Shidan kaputt.«

Wir sahen uns alle gegenseitig an. Die Hausmeisterin fragte nach:

»Shidan? Soll das in unserer Sprache vielleicht Juden heißen?«

So begann die Bekanntschaft mit den Okkupanten …

Noch in der gleichen Nacht brachte der Hausmeister »Gäste« zu uns. In Erwartung des Schlimmsten legten wir uns nicht schlafen, sondern blieben angezogen sitzen. Aber die Rumänen durchwühlten nur den Schrank, nahmen sich warme Sachen heraus und gingen wieder.

Wir wohnten in der Roten Gasse, im Haus Nr. 5. Mein Vater ging auf Krücken. Vor dem Krieg hatte er einen Autounfall gehabt und ein Bein verloren. Aus diesem Grund beschloss er, die Stadt nicht zu verlassen. So blieben wir im belagerten Odessa.

In den ersten Tagen der Okkupation tat man den Juden noch nichts. Mein Vater ging mit meiner älteren Schwester Rosa auf den »Priwos« (großer Markt in der Innenstadt von Odessa), um Haushaltsgegenstände gegen Lebensmittel einzutauschen.

Am 22. Oktober sprengten Partisanen das rumänische Hauptquartier in der Engels-Straße in die Luft. Als Rache für die Toten begannen die Rumänen auf den Straßen Geiseln zu nehmen. Mein Vater und meine Schwester gerieten ebenfalls in die Treibjagd. Aber bevor man sie in irgendeinen Keller brachte, steckte Vater dem rumänischen Korporal seine Uhr zu, und das half ihm und meiner Schwester heil wieder nach Hause zu kommen. Und am 23. Oktober sah ich in der Nähe unseres Hauses, auf der Rosa-Luxemburg-Straße, die Erhängten …

Es vergingen weitere zwei Tage und die Reihe kam an uns. Als Vater vom Markt wiederkam, sagte er, dass in der ganzen Stadt folgende Anordnung ausgehängt worden sei: Die Juden von Odessa haben im Gefängnis zu erscheinen. Wer dieser Anordnung nicht folgt, wird mit dem Tode bestraft.

Die ganze Nacht lang buk Vater Fladengebäck. Mutter nähte Rucksäcke. Am Morgen kamen die Nachbarn, um sich zu verabschieden. Weinen und Wehklagen erfüllten die Wohnung. Es wurde Zeit zu gehen. Mutter zog uns die Rucksäcke auf die Rücken, nahm ihren hoch. Vater rauchte seine Zigarette zu Ende und nahm seine Krücken.

Wir waren noch in der Wohnung, als die Hausmeisterin damit anfing, unser Geschirr hinauszutragen. Und der Hausmeister schickte sich an, nachdem er das Fenster geöffnet hatte, den Tisch hinauszuheben (wir wohnten im Erdgeschoss). Zum ersten Mal sah ich Tränen in den Augen meines Vaters. Fest die Krücken packend ging er zum Tor. Unter dem Gewicht der Rucksäcke den Rücken krümmend, schleppten wir uns hinter ihm her.

Das Gefängnis war überfüllt. In den Zellen war kein Platz mehr. Wir wurden in die Gefängnis-Werkstatt gesteckt. Zum Schlafen legten wir uns auf die eiserne Werkbank. Durch die kaputten Fenster blies ein kalter Wind. Meine Nase fing sofort an zu laufen. Und plötzlich putzten sich alle um uns herum die Nase und husteten.

In der Nacht wurde ich von lauten Stimmen geweckt. Ich öffnete die Augen. Deutsche! Sie standen neben unserer Werkbank und zupften an Vater herum. Er setzte sich auf und nahm die Krücken in die Hände. Als sie sahen, dass sie einen Invaliden vor sich hatten, gingen die Deutschen weiter. Kurz darauf erscholl ein durchdringender Schrei. Jemand wurde an uns vorbeigeschleift und auf den Hof hinausgestoßen.

Am Morgen erfuhren wir, dass sie fast alle Männer aus dem Gefängnis getrieben hatten. Sie wurden von irgendeiner deutschen Truppe für Erdarbeiten gebraucht. Eine Woche später ging das Gerücht um, dass alle Männer, die in jener Nacht geholt worden waren, nach Beendigung der Arbeit in einem ehemaligen Pulverlager eingeschlossen und lebendig verbrannt worden seien. Heute steht an der Stelle, in der Nähe des Tolbuchiner-Platzes, eine Gedenktafel ...

Die Tage im Gefängnis verliefen relativ ruhig. Morgens liefen ich oder meine Schwester auf den Gefängnishof und stellten uns in die Schlange zu dem einzigen Wasserhahn, aus dem ein wenig Wasser lief. Meine Mutter hatte den Teekessel von zu Hause mitgenommen und während wir damit Wasser holten, machte Vater am Zaun ein Feuer. Die kläglichen Suppen oder Breie von dem, was wir an Lebensmitteln von zu Hause mitgenommen hatten, kochte Mutter in demselben Teekessel. Aber viele hatten noch nicht mal so einen Behälter und sie bereiteten ihre Speisen in Helmen der Roten Armee zu, die sie auf dem Müllhaufen gefunden hatten.

Aber die Nächte waren grausam! ... Betrunkene Rumänen streiften mit Taschenlampen durch die Werkstatt, auf der Suche nach Mädchen. Diese versteckten sich unter der Werkbank, doch die Rumänen zogen sie darunter hervor. Weinen und Schreien, manchmal auch Schüsse erfüllten mit ihrem Echo das Gebäude während der ganzen Nacht.

Mitte November entließ man uns unerwartet aus dem Gefängnis. Die finsteren Tore öffneten sich und die Rumänen begannen uns mit den Schreien »La kassa!« (»Nach Hause!«) in die Freiheit hinauszujagen. Offensichtlich wurde das Gefängnis von der rumänischen Obrigkeit für schlimmere Verbrecher gebraucht ...

Wir kehrten in die Rote Gasse zurück, aber auf unserer Wohnungstür sahen wir ein Kreuz und die Aufschrift: »Hier wohnt die russische, rechtgläubige Christin Olga Nechljudowa.« Das war die Tochter des Hausmeisters. Bei unserem Anblick fragte sie verwirrt:

»Hat man Sie nicht umgebracht?«

»Wie Sie sehen«, – antwortete Vater und trat über die Schwelle.

Olga gab die Wohnung frei. Aber wir blieben nicht lange zu Hause. Im Dezember wurde eine neue Anordnung in der Stadt ausgehängt. Alle Juden von Odessa wurden angewiesen, sich in Slobodka einzufinden, im Ghetto ...

Und wieder begannen die Vorbereitungen ...

Am Rand von Slobodka, direkt hinter der Eisenbahnbrücke, stand ein riesiges Gebäude. Vor dem Krieg war darin das Wohnheim des Seefahrtinstitutes. Nach dem Krieg und bis heute ist es das Stabs- und Verwaltungsgebäude der Höheren Seefahrtsschule. Aber von Dezember 1941 bis Mai 1942 war es das jüdische Ghetto.

Das Gebäude ist auch heute noch mit demselben Zaun umgeben, und an demselben Tor steht ein wachhabender Offiziersschüler. Aber damals wurde dieses Tor von rumänischen Soldaten bewacht. Gegen Bezahlung ließen sie Bewohner von Slobodka auf das Ghettogelände, und von morgens bis abends lärmte ein echter Markt auf dem Hof unseres neuen Gefängnisses. Für Besatzungsgeld oder im Tausch gegen Kleidung konnte man eine Schale Suppe, Pasteten oder ein paar Piroggen haben. All das brachten Bewohner von Slobodka auf Schlitten in das Ghetto, in mit Lappen umwickelten Töpfen.

Unsere Familie kam in einem Zimmer unter, in dem sich ungefähr zwanzig Menschen angesammelt hatten. Vater gelang es, einen Tisch, der beim Fenster stand, zu besetzen. Darauf schliefen ich und meine Schwester. Vater schlief mit Mutter auf dem Boden. Später schliefen meine Schwester und ich auch auf dem Boden, nachdem wir auf die Bitte unserer Mutter hin den Tisch an eine schwangere Frau abgetreten hatten. Eines Nachts floss etwas auf uns herunter. Ich hörte ein unterdrücktes Stöhnen und dann ein erbärmliches Quäken. Am nächsten Morgen erfuhren wir, dass auf unserem Tisch ein Junge geboren worden war ...

Der Winter in dem Jahr war sehr streng. Der Frost erreichte bis zu dreißig Grad unter Null. Bei diesen schrecklichen Temperaturen begann man die Leute zur Arbeit hinauszujagen. Bald machte im Ghetto das Gerücht die Runde, dass man die Juden, die man aus Slobodka wegführt, zum Bahnhof Beresowka bringt, wo die örtlichen Polizisten sie nehmen und erschießen. Als Massenvernichtungsorte wurden Dörfer im Bezirk Odessa genannt: Mostowoje, Bogdanowka, Domanewka.

An den Tagen, an denen Juden weggebracht wurden, ließ man keine Bewohner von Slobodka in das Ghetto hinein. Wenn Fuhrwerke in den Hof einfuhren, erschollen Weinen und Schreie aus allen Zimmern. Die alten Frauen rissen sich die Haare aus, die alten Männer riefen Gott um Hilfe an und die außer Rand und Band geratenen Mütter rannten über die Etagen und versuchten ihre Kinder zu verstecken.

Aber es half alles nichts. Wer von der rumänischen Verwaltung zum Abtransport bestimmt worden war, den fanden die Soldaten auf dem Dachboden, den jagten sie aus der Toilette, den zogen sie aus Kellerräumen und setzten ihn mit Gewalt auf die Fuhrwerke.

Im Januar brach im Ghetto eine Flecktyphus-Epidemie aus. Die Fuhrwerke holten jetzt nicht nur Lebende ab, sondern auch Tote. Fast jeden Tag wurden Berge von Leichen aus dem Ghetto abtransportiert. Auch ich bekam Typhus. Dann meine Schwester und meine Mutter. Vater kümmerte sich um uns, so gut er

es mit seinen Krücken konnte. Die Rumänen rührten die Typhuskranken nicht an: Sie hatten Angst, sich anzustecken. Den Kranken wurde die oberste Etage zugewiesen, wo die im Ghetto eingesperrten Ärzte schalteten und walteten. Ich erinnere mich an Professor Sribner, an Doktor Suschon und an Doktor Turner. Und noch an »Olja mit dem Thermometer«. So wurde eine energische Frau genannt, die das einzige Thermometer im ganzen Ghetto besaß. Da sie es niemandem anvertraute, maß sie selbst den Kranken die Temperatur und hängte für die Ärzte Fieberkurven auf.

Als wir begannen gesund zu werden, wurde Vater krank. Das war im März, im April starb er. Das Datum seines Todestages ist der 17. April 1942.

Wir wurden mit der letzten Gruppe aus Slobodka weggebracht. Es war ein heller Sonnentag. Hinter uns schlossen sich die hohen Tore, und das Ghetto von Odessa hörte auf zu existieren.

Jungen liefen hinter den Fuhrwerken her, sie pfiffen und warfen mit Steinen nach uns. Die Leute auf den Trottoirs blieben stehen und sahen uns nach. Wir aber waren auf einem neuen traurigen Weg und ließen die jüdischen Massengräber zurück, in einem davon lag mein Vater …

In schmutzigen Güterwaggons brachten sie uns nach Beresowka. Die Räder polterten laut, die hungrigen Kinder weinten, die alten Frauen klagten. Wir saßen in leeren Kohlenwaggons. Als die Polizisten in Beresowka die Waggons öffneten, hörten wir, wie sie lachten: »Jungs, sollen das etwa Juden sein? Das sind doch Neger!«

Nachdem wir uns den Kohlenstaub abgeklopft hatten, sahen wir uns mit Grauen diese Leute an. Über ihren Schultern hingen Gewehre, in den Händen hielten sie Peitschen. Offensichtlich waren das dieselben Polizisten, die im Winter die Gruppen empfangen und zur Erschießung geführt hatten. Nachdem die »Jungs« unsere Bündel durchsucht hatten, nahmen sie sich die Sachen, die ihnen gefielen, heraus und trieben uns nach Mostowoje.

Je näher wir dem Ort kamen, desto größer wurde meine Angst. Neben mir zog eine junge Frau ihre kleine Tochter hinter sich her. Das Mädchen weinte, wollte auf den Arm genommen werden, aber die ausgezehrte Mutter hatte keine Kraft sie zu tragen. Und da sagte das Mädchen durch die Tränen hindurch: »Nun trag mich doch wenigstens ein kleines Stück, Mama, sie bringen uns doch sowieso gleich um.« Die Frau drückte das Kind verzweifelt an sich. Aber da wurde eine Pause angekündigt. Die Polizisten gingen »essen« und wir setzten uns am Dorfrand nieder und schauten wie in die Enge getriebene Tiere nach allen Seiten.

Als Wächter hatten sie uns einige Jungen hingestellt. Das waren wahrscheinlich die Söhne der Polizisten: Als die Polizisten ins Dorf gegangen waren, hatten sie ihnen ihre Peitschen dagelassen. Mit den Peitschen knallend, schauten die Jungs uns finster an – so als wollten sie sagen, versucht nur wegzulaufen! Aber wohin konnten die unglücklichen Frauen, Kinder und Alten, die außerhalb des Gesetzes standen, schon laufen?

Nach ungefähr zwei Stunden kamen die Polizisten zurück und trieben uns

weiter. Als wir an dem Dorf vorbei waren, schleppten wir uns nur noch mühsam über den staubigen Weg, in der Erwartung, dass jeden Moment ein tiefer Graben auftauchen würde, an dessen Rand wir stehen bleiben müssten, und die Erschießung würde beginnen.

Aber Mostowoje lag weit hinter uns, und wir gingen und gingen immer noch. Sogar die Polizisten wurden es müde, uns mit den Peitschen und mit Schreien anzutreiben. Erst später erfuhren wir: Entweder durch einen Erlass des Gouverneurs von Transnistrien Doktor Alexjanu oder durch einen Erlass des rumänischen Königs Michai selbst wurden die Massenerschießungen von Juden im Sommer 1942 auf dem von Rumänien okkupierten Territorium eingestellt. Man beschloss, die noch Lebenden in Konzentrationslager zu bringen und für verschiedene Arbeiten einzusetzen.

Aufgrund dieses Befehls marschierten auch wir unter der Polizeibewachung, ohne zu ahnen, dass viele von uns anstelle der Kugeln ein anderer Tod erwartete: durch Hunger, Krankheit und Prügel …

Der lange Weg von Mostowoje führte an Domanewka vorbei, über das Gut Semichatka. Von hier aus eskortierte uns der Chef der örtlichen Polizei namens Doroschenko, ein hünenhafter, stämmiger Bursche in durchgeschwitztem Militärhemd und Militärmütze, auf der noch der Abdruck eines Sterns der Roten Armee zu erkennen war. Offensichtlich war Doroschenko beim Rückzug unserer Truppen aus seiner Einheit desertiert. In der Hand trug er eine Reitpeitsche. Als er sich unseren niedergeschlagenen Zug angeschaut hatte, fluchte er und verkündete: »Juden, ich bin euer Gott!«

Auf dem Gut wurden wir in kleinen Feldwaggons untergebracht. Vom Morgengrauen an wurden wir aufs Feld gejagt, um Unkraut aus dem Maisfeld zu reißen. Das Jäten des Maises war eine Prüfung: Wer arbeiten konnte, wurde später nach Domanewka oder in das benachbarte Karlowka geschickt. Wer nicht arbeiten konnte, kam nach Achmetschetka. Das war das schlimmste Konzentrationslager. Während man in den anderen Lagern im Bezirk Odessa den Arbeitern wenigstens eine bescheidene Ration gab, starben die Leute in Achmetschetka vor Hunger. Dorthin wurden Frauen mit Säuglingen, Invaliden und allein stehende alte Menschen geschickt.

Meine Mutter, meine Schwester und mich schickten sie nach Karlowka. Aber es gab einen anderen Grund, warum ich mich an das Gut mit den kleinen Feldwaggons so gut erinnere.

Noch in Slobodka hatte mir Mutter zwei Eheringe in mein Jäckchen eingenäht. Auf der Innenseite des einen Ringes war eingraviert » Für Sofotschka von Iossif«, in dem anderen »Für Iossif von Sofotschka«. Und in beiden ihr Hochzeitsdatum. Bei der Durchsuchung in Beresowka hatten die Polizisten die Ringe nicht gefunden. Aber in Semichatka wurden wir nach ein paar Tagen plötzlich früh vom Feld geholt. Üblicherweise kehrten wir in der Dunkelheit vom Feld zurück. Bei den Waggons wartete Doroschenko, umgeben von einigen Polizisten. Nachdem er uns befohlen hatte, uns auf die Erde zu setzen, stellte er eine

Aluminiumschüssel zu seinen Füßen und forderte: »Gold abgeben. Bei wem ich welches finde, den hänge ich auf!«

Die Drohung wirkte. Die Leute begannen aufzustehen, zu der Schüssel zu gehen und einen Ring oder ein paar Ohrringe hineinzuwerfen, alles, was nach den vorangegangenen Plünderungen noch übrig war. Aber ich wollte den Banditen nicht das letzte Erinnerungsstück an meinen Vater ausliefern. Ich saß hinter allen anderen und niemand nahm Notiz von mir. Nachdem ich vorsichtig das Futter der Jacke aufgetrennt hatte, nahm ich die Ringe heraus und vergrub sie unter mir. Zum Glück war die Erde locker, es hatte seit dem Morgen geregnet.

Nach der Durchsuchung beruhigte ich Mutter, wartete ab, bis es gerade dunkel geworden war und lief zu meinem Versteck. Doch kaum hatte ich die Ringe ausgegraben, da hörte ich eine bedrohliche Stimme: »Zeig her!« Das war Doroschenko. In der Dunkelheit hatte er sich hinter einem Trinkwasserfass versteckt, das bei den Waggons stand, und uns beobachtet. Nachdem er die Ringe an sich genommen hatte, schlug er mich mit der Reitpeitsche nieder und schleifte mich zu einer Scheune, wobei er mein Urteil verkündete: »Morgen hänge ich dich auf! Morgen hänge ich dich auf!«

Ich schrie vor Schmerzen und Angst auf. Durch meinen Schrei kam meine Mutter herbeigelaufen. Als sie mich in Doroschenkos Händen sah, warf sie sich ihm zu Füßen, küsste seine Stiefel und begann ihn anzuflehen, mich laufen zu lassen. Doroschenko wurde auch von anderen Frauen umringt, die versuchten, ihn durch Bitten davon abzubringen, mir gegenüber so grausam zu sein. Nach Tränen und Flehen, nachdem Mutter ihm das ganze Geld gegeben hatte, das wir noch in Slobodka für die verkauften Sachen bekommen hatten, wurde der Polizist gnädig. Er schubste mich zu meiner Mutter, schlug mich noch einmal mit der Peitsche und sagte: »Da, nimm deinen kleinen Juden!« So entkam ich dem Galgen.

Und dann kam Karlowka. Während wir über die vom Regen aufgeweichten Straßen zogen, schauten die Dorfbewohner, die bei ihren Katen standen, uns schweigend an. Schon hinter dem Dorf trafen wir auf ein Mädchen, das eine Kuh mit einem Stock vor sich her trieb. Als sie neben uns war, sagte sie plötzlich: »Sie treiben und treiben sie, und wofür? Das sind doch genau solche Leute wie wir!«

Ich blieb stehen und schaute das Mädchen verdutzt an. Aber der uns begleitende Polizist schubste mich mit dem Gewehr und sagte: »Geh!«

Das Konzentrationslager lag auf dem Gelände einer ehemaligen Schweinefarm, drei Kilometer von Karlowka entfernt. Vor dem Schweinestall, in dem wir nun leben sollten, stand ein Sportgerät, ein »Turnpferd«. Wie uns die alteingesessenen Lagerbewohner erklärten, hatten die Polizisten es aus der Dorfschule herbeigeschleppt, um darauf die Gefangenen zu bestrafen. Für das kleinste Vergehen wurde man auf das »Pferd« gebunden und fürchterlich ausgepeitscht.

Schon am ersten Tag hielt uns der Vorsteher des Lagers, der bessarabische Jude Herr Abramowitsch, einen Vortrag, der darauf hinauslief, dass man uns mit dem »Pferd« bekannt machen würde, wenn wir schlecht arbeiten würden.

Die Gefangenen des Lagers Karlowka bauten eine Straße. Wir wurden auch auf die Baustelle gejagt. Mutter gaben sie eine Schubkarre, mir und meiner Schwester Schaufeln. Wir schaufelten die Schubkarre mit Erde voll, und Mutter schob sie über Holzstege, die über das sumpfige Gelände gelegt worden waren, zu dem Damm, über den die Chaussee verlaufen sollte.

Auf der Baustelle arbeiteten hauptsächlich Frauen und Kinder. Wir bekamen einmal am Tag etwas zu essen, eine Suppe aus faulen Kartoffeln. Und wenn die Köchin, Madam Wanschtein, die Suppe auf einem Fuhrwerk brachte, saß neben ihr auf dem Kutschbock Herr Abramowitsch. Während der Essensausgabe sorgte er für Ordnung. Wenn eins der Kinder versuchte sich vorzudrängeln oder noch schlimmer, um einen Zuschlag bat, setzte Herr Abramowitsch einen Stock ein.

Am Ende des Monats erhielten wir unsere Ration: zwei Dosen schmutzige Hirse und ebenso viel Maismehl.

Für Ordnung auf der Baustelle sorgte der stotternde Polizist Stefan. Sein Lieblingsausdruck war »Hast du einen Hintern? Fünfundzwanzig!« Das bedeutete, dass Stefan jederzeit bereit war, jemanden, der sich etwas zuschulden kommen ließ, mit fünfundzwanzig Peitschenhieben zu bestrafen. Wenn die Gefangenen nicht schnell genug die Schubkarre schoben, schlug Stefan gnadenlos ihre Rücken in Streifen. Er war es auch, der die Exekutionen auf dem »Pferd« durchführte.

Bei Regenwetter wurde nicht auf der Baustelle gearbeitet. Und dem Beispiel anderer Kinder folgend, stahlen meine Schwester und ich uns aus dem Lager, um zu betteln. Wir bettelten in den umliegenden Dörfern: Iwanowka, Wiktorowka, Nowosselowka. Das war gefährlich. Wenn die Polizisten uns erwischt hätten, hätte Stefan uns auf dem »Pferd« tot gepeitscht. Aber der Hunger trieb uns nicht nur zu der Erniedrigung, sondern auch zu dem tödlichen Risiko …

Im Konzentrationslager Karlowka gab es eine Baracke, die »das Zimmer der Nackten« genannt wurde. Die sich bei der Zwangsarbeit aufgerieben hatten, kamen hierher. Diese Unglücklichen lagen auf Pritschen, waren mit schmutzigen Lumpen zugedeckt und starben vor Hunger. Sie arbeiteten nicht, ihnen stand keine Ration zu, manche wurden von ihren Verwandten, die arbeiteten, mit ernährt. Aber die Alleinstehenden waren verdammt. Jeden Morgen fuhr ein knarrendes Ochsengespann zu dem »Zimmer der Nackten«. Der alte einäugige Gerschman stieg herunter und ging mit seinen nackten Füßen schlurfend in die Baracke. Bald schleifte er mehrere Leichen dort heraus, legte sie auf das Fuhrwerk und fuhr weg. Im Lager sagte man nicht: »Er ist gestorben«, sondern »Gerschman hat ihn geholt.«

In diesem »Zimmer der Nackten« war eine Frau. Sie wurde Musa genannt. Abends las sie den »Nackten« Puschkin, Lermontow, Nekrassow, Erzählungen von Tschechow und Soschtschenko vor. Sie rezitierte aus dem Gedächtnis und so, dass die Bewohner der Baracke, die ihr zuhörten, ihre Leiden vergaßen. Es kamen auch Leute aus den anderen Baracken, um Musa zuzuhören. Und dabei brachte

der eine ihr eine Kartoffel mit, der andere ein bisschen Maisbrei. Davon lebte sie. Und sie teilte sogar noch mit ihren Pritschennachbarn. Ich weiß nicht, was diese Frau vor dem Krieg gewesen war, aber durch ihr Rezitieren hat sie vielen das Leben gerettet.

Im Winter 1943 wurden Zigeuner ins Konzentrationslager Karlowka getrieben. Und bis zur Befreiung waren wir durch das Leid und den Tod mit ihnen verbunden …

Anfang März 1944 konnte man im Lager ein entferntes Getöse hören. Das war die Front, die näher rückte. Die Polizisten verschwanden plötzlich. Herr Abramowitsch ließ sich seltener blicken. Bald zogen die abziehenden deutschen Truppen durch Karlowka. Sie marschierten über die von uns gebaute Straße. Und wir versteckten uns in den Büschen und beobachteten sie.

Das waren schon nicht mehr die Deutschen, die ich in den ersten Tagen der Okkupation von Odessa gesehen hatte. Jene hatten sogar auf die Rumänen mit Geringschätzung herabgesehen. Und diese hier marschierten mit gesenkten Köpfen, und viele gingen, genau wie wir, in Lumpen.

Eines Abends kam eine benachbarte Zigeunerin in unsere Baracke gelaufen und schrie: »Versteckt euch! Die Wlassow-Leute sind in Karlowka. Wenn sie erfahren, dass ihr Juden seid, erschießen sie euch alle!« Über die Angehörigen der Wlassow-Armee ging ein übles Gerücht um. Man sagte, dass sie auf ihrem Rückzug ganze Dörfer niederbrennen würden …

Einige Tage lang verbrachten wir hinter dem Lager in einer tiefen Schlucht. Schließlich hielt ich es nicht mehr aus und sagte zu Mutter: »Ich werde gehen und nachsehen. Vielleicht sind unsere Leute ja schon in Karlowka.«

»Sei bloß vorsichtig« – bat Mutter.

Meine Schwester ging mit mir. Wir waren noch nicht ganz aus der Schlucht herausgeklettert, als wir zwei Reiter erblickten. Sie trugen Schulterklappen. Wir liefen schnell zurück, aber die Reiter hatten uns bemerkt und riefen:

»He, Kinder! Sind Deutsche im Dorf?«

Wir blieben stehen. Die Reiter kamen näher. Auf ihren Mützen mit Ohrenklappen waren rote Sterne …

Die Unsrigen!

Das war am 28. März 1944.

Chljap Schmil (geb. 1929)

»Vom Regen in die Traufe«

Mein Vater war Arbeiter, er hat sein ganzes Leben lang hart gearbeitet, meine Mutter war eine gebildete Frau, aber sie hat nie die Möglichkeit gehabt, eine Ausbildung zu erhalten, da ihr Vater, mein Großvater, in den 20er Jahren sein Stimmrecht verloren hatte. Er musste sich dieses Recht in den Kohleschächten des Donezbeckens neu erwerben.

Meine Eltern leben schon lange nicht mehr, aber ich werde ihr Andenken für immer im Gedächtnis bewahren. Sie waren ehrliche, edle Menschen, immer bereit, anderen zu helfen, obwohl unsere Familie es materiell sehr schwer hatte. Ich bin meinen Eltern dafür dankbar, dass sie mir die Liebe zu unseren jüdischen Traditionen beigebracht haben, ich werde sie mein ganzes Leben lang beibehalten und befolgen, wo immer ich auch sein mag. Leider war es zu der damaligen Zeit unmöglich, eine jüdische Erziehung zu erhalten.

Ich erinnere mich mit großer Wärme und nostalgischer Traurigkeit an das Leben in unserer kleinen Stadt. Ich werde niemals ihr jüdisches Kolorit und ihre Urwüchsigkeit vergessen; wenn man durch die Straßen ging, hörte man Jiddisch, und wir sprachen uns untereinander mit unseren jüdischen Namen an.

Was für Menschen dort lebten! Menschen der harten Arbeit, hoch qualifizierte Facharbeiter der verschiedensten Berufe: Schlosser, Klempner, Dachdecker, Schmiede, Tischler, Sattler, Anstreicher, Ofensetzer … Und plötzlich wurde dieses stille, friedliche Leben vom Krieg unterbrochen. Das Datum des 22. Juni 1941 wird uns für immer als Grenze im Gedächtnis bleiben, die unser Leben in ein »Davor« und ein »Danach« eingeteilt hat.

An diesem wunderschönen Sommertag hätten wir uns nicht einmal vorstellen können, was uns bevorstand. Seit dem Beginn des Krieges ist mehr als ein halbes Jahrhundert vergangen, aber alles, was mein kindliches Gedächtnis festgehalten hat, ist für immer darin geblieben. Ich werde niemals die aufregenden Tage zu Kriegsbeginn vergessen, als wir Kinder plötzlich erwachsen, ernst wurden. Vorbei war es mit den Kinderspielen.

Ein paar Tage nach Kriegsbeginn erlebten wir den ersten feindlichen Luftangriff. Damit begann der Kriegsalltag.

Mit Aufregung und Angst hörten wir uns die Meldungen in unserem Radio an, als der Sprecher mitteilte, dass unsere Truppen die übermächtigen Streitkräfte

des Feindes an dem und dem Frontabschnitt aufhalten würden ... Unterdessen näherte sich die Front unaufhaltsam. Ich weiß noch, wie die Erwachsenen sagten, dass sie niemals den Dnjestr überschreiten würden.

Die Zeit der Evakuierung begann ... Wir luden unsere spärlichen Habseligkeiten auf einen offenen Lieferwagen und nahmen Kurs auf Wapnjarka, die nächst gelegene Bahnstation. Unterwegs gerieten wir in einen heftigen Regen, ich erkältete mich, bekam hohes Fieber, und wir mussten in dem Dorf Komargorod, 8 bis 10 Kilometer vor Wapnjarka, Halt machen. In Komargorod waren wir zu dritt: Mama, ich und mein kleines Schwesterchen. Vater blieb bei der Arbeit (er war zu alt für die Armee), mein älterer Bruder war in der Armee. Er war schon 1940 in die Kriegsakademie eingetreten. Dann schlug sich auch unser Großvater aus Jampol irgendwie zu uns durch. Es gelang uns nicht, aus Komargorod herauszukommen. Wapnjarka wurde stark bombardiert. Die Güterwagen für die Evakuierung reichten nicht aus. Inzwischen hörte man von Nordwesten her Artilleriefeuer. Es tat weh, sich unsere zurückweichenden Soldaten der Roten Armee anzusehen, von denen viele verwundet waren.

An einem Julimorgen (an das Datum kann ich mich nicht erinnern, aber an die Ereignisse dieses Tages erinnere ich mich, als sei es gestern gewesen) kam eine schreckliche Panik auf. Mama zog uns schnell an. Ich ging auf die Straße hinaus, alles war in Bewegung, die Truppen bewegten sich kreuz und quer in alle Richtungen, ich konnte nichts verstehen, aber ich lief zu den Panzerfahrern, die ich kannte (sie standen in einem Garten, nicht weit von dem Haus entfernt, in dem wir Halt gemacht hatten), und mein Wunsch mit ihnen wegzufahren war sehr groß. Mama fand mich jedoch nach einer Stunde, nahm mich mit und sagte, dass wir irgendwohin fahren müssten, aber wohin, davon hatte niemand eine Vorstellung. So ging es ungefähr bis zum Mittag weiter. Dann verstummte alles und es trat eine beängstigende Ruhe ein.

Gegen Ende des Tages kamen zwei Motorradfahrer mit Maschinengewehren in den Beiwagen über die Hauptstraße angefahren. Das waren deutsche Kundschafter. Sie sahen sich um, dann machte ein Motorrad eine scharfe Kehrtwendung und fuhr in die entgegengesetzte Richtung zurück, wahrscheinlich, um über die Lage zu berichten, und ein paar Minuten später strömten deutsche Truppen heran. Es war symbolisch, dass sie gegen Abend einmarschierten und sofort die Nacht anbrach, die für uns fast drei Jahre lang andauern sollte.

Die vordersten deutschen Truppen rührten uns nicht an. Nach ein oder zwei Tagen marschierten rumänische Truppen ein, darunter Tötungskommandos der Gendarmen.

Ihr Hauptquartier wurde in dem ehemaligen Gebäude des Dorfsowjets untergebracht. Zuerst gingen die Gendarmen durch die jüdischen Häuser, sie schienen etwas zu suchen, nahmen aber alles mit, was ihnen in die Hände fiel. Einmal stießen sie auf eine jüdische Familie aus Bessarabien oder Moldawien, die es nicht geschafft hatte, weiter evakuiert zu werden, und sie erschossen sie alle auf der Stelle. Danach sammelten sie alle alten Männer (die jungen waren an der Front), darunter auch meinen Großvater und den Hausherrn, bei dem wir untergekommen waren, und führten sie in die Gendarmerie. Sie hielten sie den ganzen Tag lang fest. Am Abend wurden sie in zwei Reihen aufgestellt. Die einen mit dem Gesicht zum Wald, die anderen dem Dorf zugewandt.

Die, die dem Wald zugewandt waren, wurden in der Nacht erschossen. Die anderen wurden am Morgen entlassen und angewiesen, am Abend in die Gendarmerie zurückzukehren. Unter den Erschossenen war auch unser Hausherr, ein guter Mensch, ein rechtschaffener Arbeiter.

Am Morgen erzählte Großvater das alles Mama, er sagte, dass wir uns retten müssten. Als mein von den Ereignissen der vergangenen Nacht verängstigter Großvater von weitem die Gendarmen kommen sah, konnte er sich irgendwo verstecken. Mama nahm mich an die eine und meine Schwester an die andere Hand, und wir liefen, so wie wir waren, in Richtung Tomaschpol.

Mama war klar, dass wir nicht über die Hauptstraße gehen konnten, dort bewegten sich die feindlichen Truppen vorwärts. Wir gingen durch Gemüsegärten und über Höfe, ohne den genauen Weg zu kennen. Als wir an einem Hof vorbeigingen, kam eine Frau zu uns heraus (diesen Moment werde ich nie vergessen), eine große, hagere Frau in einem weißen Kopftuch und sagte: »Oj, gute Frau, nicht da lang gehen, da sind die Rumänen und die Deutschen« und zeigte uns, wie wir am besten gehen konnten, ohne entdeckt zu werden. Sie gab uns ein bisschen Verpflegung, küsste meine Mama, und wir gingen weiter in Richtung Tomaschpol.

In Tomaschpol kamen wir, wie man so sagt, »vom Regen in die Traufe«. An diesem Tag wurde dort eine Aktion zur Vernichtung der Juden durchgeführt. Wir wussten noch nichts davon, aber als wir in ein Haus kamen, das bis zum Rand mit Menschen überfüllt war, hörten wir, dass sie die Juden direkt auf den Straßen einfingen, aus den Häusern zerrten und sie alle irgendwo an einem Ort zusammentrieben. Es gab verschiedene Gerüchte, aber niemand konnte sich vorstellen, dass man sie zusammentrieb, um sie zu töten.

In dem Moment kamen zwei Rumänen mit Gewehren auf das Haus zu. Im Haus waren hauptsächlich Frauen, Kinder und Männer der älteren Generation, alte Männer, die noch die Zeit von Petljura und Denikin erlebt hatten. Sie waren es auch, die es fertig brachten, die Leute ruhig, ohne Panik, durch den Hofeingang aus dem Haus zu führen, uns auf den Gemüsegarten zu verteilen (wir legten uns direkt auf die Erde, ins Kartoffelkraut) und ebenso auf den Garten, wo wir uns in den Büschen versteckten.

Als die Rumänen das Haus stürmten, trafen sie dort niemanden an. Aus irgendeinem Grund suchten sie nicht hinter dem Haus, sondern entfernten sich. Wir hatten uns hinter einem großen Busch versteckt. Ich wollte aus dem Versteck heraus und nachsehen, was auf der Straße vor sich ging, aber Mama ließ mich nicht weg. Jedoch bemerkte ich, als ich die Zweige des Busches vorsichtig auseinander schob, dass die Hauptstraße von hier aus zu sehen war. Bald sah ich, dass eine lange Kolonne von Juden über die Straße zog, hauptsächlich Frauen, Kinder

und Alte. Hinter ihnen gingen drei Rumänen her und ein Deutscher fuhr auf einem Fahrrad. Das war der letzte Gang einiger hundert unschuldiger Menschen. Sie wurden außerhalb der Stadt in einer Niederung mit Maschinengewehren erschossen.

Aber davon erfuhren wir erst am nächsten Tag. Am Ende des Tages zerstreuten sich alle in verschiedene Richtungen. Auch wir begannen nach einer Unterkunft zu suchen, in der wir übernachten konnten.

In dem Moment begegneten wir auf der Straße einer Frau mit einem Mädchen an der Hand, und daneben ging der Junge Jascha (er war fast gleichaltrig mit mir, später wurde er Offizier der Sowjetischen Armee). Die Frau brachte uns in einem Zimmer im Hochparterre unter. Am Morgen erfuhren wir von der Erschießung, von der Tragödie, die jedem von uns jederzeit widerfahren konnte.

Nachts war es sehr schrecklich und unheimlich, die ganze Zeit über hörte man Schüsse. Wir dachten, dass jeden Moment Soldaten kommen, uns mitnehmen und uns erschießen. In Tomaschpol haben wir zum ersten Mal erfahren, was das Wort Hunger bedeutet. Es gab absolut nichts zu essen. Wir hatten nichts zum Anziehen dabei. Alles war in Komargorod geblieben, wir waren ja so wie wir waren nach Tomaschpol gegangen. So lebten wir einige Zeit. Wir hatten schon keine Hoffnung mehr, dass sich die Lage ändern könnte ... In dieser Situation beschlossen alle Leute aus Jampol, nach Hause zurückzukehren, in der Hoffnung, dass zu Hause sogar die Wände helfen könnten ...

Die Abfahrt wurde auf einen bestimmten Tag festgelegt. Wir trieben sogar ein Fuhrwerk auf. Darauf wurden die kleinen Kinder und die Kranken gesetzt, und unter großem Risiko machten wir uns auf den Weg. Der Weg verlief im Großen und Ganzen ruhig, erst vor Jampol begegneten wir einem deutschen Fuhrwerk, auf dem zwei ältere Deutsche saßen, aber sie taten uns nichts.

So kehrten wir in unsere Heimatstadt zurück. Ich ging eine Strecke von 40 Kilometern an einem Tag, ohne auch nur einen Meter auf dem Fuhrwerk gefahren zu sein, von den Ereignissen und dem Hunger ausgezehrt und war noch keine 12 Jahre alt.

Die Polizei ließ uns nicht über die Hauptstraße gehen, wir mussten auf Parallelstraßen gehen. Und da sah ich aus der Ferne meinen Papa, der da stand, ohne sich von der Stelle zu rühren, er hatte Angst, den Flüchtlingen entgegenzugehen, um nicht die traurige Neuigkeit zu erfahren, dass wir nicht mehr leben (er hatte nichts von uns gehört).

Sobald ich Papa sah, lief ich auf ihn zu und wir umarmten uns innig. Ich fühlte die Tränen über sein Gesicht laufen. Diese Szene hat sich mir für immer eingeprägt und ich werde sie niemals vergessen. Dann kam Mama mit dem Schwesterchen heran, die Wiedersehensfreude war riesengroß. Aber in unser eigenes Haus konnten wir nicht zurück: Wir hatten auf der Hauptstraße gewohnt, die außerhalb der Ghettogrenzen lag.

Das Ghetto war sofort nach dem Einmarsch der Rumänen eingerichtet worden. Sie bestimmten einige wenige Straßen, die sofort mit einem hohen Zaun aus

mehreren Reihen Stacheldraht umgeben wurden. Dort wurden die Juden der Stadt untergebracht, die dageblieben waren.

So begann unser langes Ghettoleben. Dieses Leben war unerträglich schwer. Wir waren Erniedrigungen und Quälereien ausgesetzt, Kinderarbeit war weit verbreitet. Wir waren alle verpflichtet, gelbe sechszackige Sterne zu tragen. Die Erwachsenen wurden zu den schwersten, kräftezehrendsten Arbeiten herangezogen. Die Arbeit wurde nicht bezahlt, die materielle Lage war schwierig. Es war streng verboten, das Ghetto ohne besondere Erlaubnis zu verlassen. Eine Anordnung drohte dafür die Todesstrafe an. Auf diese Weise starben viele, die versuchten, etwas zum Essen zu verdienen.

Es war Herbst 1941. Wir waren nackt und barfüßig. Die Sachen, die in Jampol geblieben waren, waren geplündert worden, und aus Komargorod hatten wir, wie schon erwähnt, nichts mitnehmen können. Die Lage war ausweglos, der Winter stand vor der Tür. Da fasste Vater den Entschluss, nach Komargorod zu gehen und die dort zurückgelassenen Sachen zu holen. Das war ein gefährliches Unterfangen, Vater riskierte sein Leben. Er verabredete mit einem ukrainischen Bekannten, dass dieser an einem vereinbarten Ort mit seinem Fuhrwerk auf ihn warten sollte. Vater verschwand heimlich aus dem Ghetto und machte sich zusammen mit seinem Freund auf den Weg. Sie kamen überein, falls sie unterwegs Deutsche oder Rumänen treffen sollten, würde mein Vater weggehen, um seinen Freund keinem Risiko auszusetzen. Es ist schwer wiederzugeben, was wir durchmachten, bis unser Vater schließlich zurückkam. Sie hatten den Weg einigermaßen sicher zurückgelegt, und er brachte etwas von unseren Sachen mit. Das gab uns die Möglichkeit, uns umzuziehen, die alten Lumpen zu wechseln.

Wir Kinder wurden von den Okkupanten auch nicht verschont: Sie nahmen uns für die verschiedensten Arbeiten und quälten uns systematisch. Das wiederholte sich von Tag zu Tag. Eines Tages, Ende 1943, wurden ich und ein paar andere Jungs zusammen mit den Erwachsenen von den Rumänen in den Wald geschickt, um einige Gruben auszuheben. Wir wussten schon, erst wurde man gezwungen, Gruben auszuheben, dann wurde man erschossen.

Die rumänischen Soldaten zeigten uns, wo wir graben sollten, und gingen selbst Wodka trinken. Als sie weggegangen waren, beschlossen wir, nicht zu graben. Am Ende des Tages erschienen die betrunkenen Soldaten und als sie sahen, dass wir nichts getan hatten, griffen sie nach ihren Gewehren und begannen, uns mit den Kolben zu schlagen. Wir liefen nach allen Seiten, und sie jagten hinter uns her. Mich hatten sie so sehr mit ihren Kolben geschlagen, dass ich nicht ohne fremde Hilfe nach Hause zurückkehren konnte und über einen Monat im Bett liegen musste.

Wir lebten in der ewigen Angst, getötet zu werden. Das konnte jede Minute passieren.

Was hat uns nur die Kraft gegeben, die Demütigungen, die Herabsetzungen der Menschenwürde, die Quälereien und die anderen Erlebnisse zu ertragen? Der Glaube an den Sieg unserer Armee. Nicht eine Sekunde lang hat uns dieser

Glaube verlassen (das Einzige, woran wir zweifelten, war, ob wir bis dahin noch leben würden).

Im Ghetto war es auf irgendeine Weise möglich, alle Neuigkeiten in Erfahrung zu bringen. Wir wussten, dass die Deutschen Moskau nicht eingenommen hatten, dass sie eine große Niederlage bei Stalingrad erlitten hatten, dass der Vormarsch unserer Truppen weiterging. Manchmal gab es Gerüchte, dass die Unseren jeden Moment hier seien, und alle waren sehr enttäuscht, wenn das nicht eintraf. Wir warteten, glaubten, hofften, und das gab uns die Kraft, alle Qualen auszuhalten, denen uns das Besatzungsregime aussetzte.

Und dann, der glückliche und helle Tag kam: Am 17. März 1944 gegen zehn Uhr morgens rollten unsere Panzer in die Stadt.

Ich sprang im Nu aus dem Keller, in dem wir uns versteckt hielten, und lief zu unseren Soldaten. Der Kampf war noch im Gange, man hörte Schüsse, auf der Kreuzung Komsomolskaja und Urizkaja lagen unsere MP-Schützen, und ich legte mich unwillkürlich nicht weit von ihnen auf die Erde. Ich sah und hörte, wie ein Offizier befahl: »MP-Schützen, mir nach!« und sie liefen los, um die restlichen Rumänen zu vertreiben. Dann geriet ich in die Nähe unserer Panzer, ich sah, wie die Panzerfahrer auf dem gegenüberliegenden Ufer des Dnjestr ein deutsches Auto und ein rumänisches Fuhrwerk zerstörten. Ich sah unsere jungen Soldaten, die vom Kampf noch ganz erhitzt waren.

Das war die Freude der Befreiung, obwohl wir danach noch einiges durch die deutschen Luftangriffe durchmachen mussten. Am nächsten Tag begannen massive Angriffe und viele Menschen, die die Okkupation überlebt hatten, kamen durch die Splitter der deutschen Bomben um. Auch unser Haus wurde vollkommen zerstört. Vater konnte es so auch nicht wieder aufbauen. Aber trotzdem, das war die Befreiung. Wir wurden wieder zu gleichberechtigten Bürgern unseres Landes.

... Inzwischen sind Jahre, Jahrzehnte vergangen. »Mein Schtetl Jampol« hat aufgehört zu existieren. Ich fahre jedes Jahr in meinen Heimatort. Ich besuche das Grab meines Vaters (meine Mutter wurde in Odessa begraben). Ich gehe durch die Straßen meiner früheren Stadt und kann sie nicht erkennen. Es sind fast keine Juden übrig geblieben: Sie sind alle woanders hingegangen. Viele sind in die historische Heimat ausgewandert. Die Häuser werden umgebaut, renoviert, neu angestrichen und sie verlieren dadurch ihr früheres Aussehen ... Aber die Liebe zu meinem Heimatort, wo ich meine Kinder- und Jugendzeit verbracht habe, wird für immer in meinem Herzen bleiben.

Und ein paar Tage später sind wir zerlumpt, schmutzig und glücklich der vorrückenden Sowjetischen Armee nach Odessa gefolgt!

Aus: »Westnik regiona«, Odessa.

Demb Miron (geb. 1931)

»Nur wir haben überlebt ...«

Alles auf dieser Welt hat einmal ein Ende:
Freude, Lust und Leid,
nur die Erinnerungen enden niemals ...

Die Ironie des Schicksals wollte es, dass die Hitlerleute am 31. Juli 1941 nach Uman einrückten, das heißt genau an meinem zehnten Geburtstag, obwohl als offizielles Datum für die Besetzung der Stadt aus irgendeinem Grunde der 1. August 1941 gilt.

Ich erinnere mich noch gut daran, wie ich an diesem Tag am Tor unseres Hauses in der Proletstud-Straße 5, der heutigen Satonski-Straße stand und die ersten beiden deutschen Aufklärer auf einem Motorrad mit Beiwagen sah. Schnell lief ich ins Haus und erzählte es meiner Mutter und den Nachbarn, denn in unserem Haus lebten damals fast ausschließlich Juden. Kurze Zeit später, noch am selben Tag, folgten den Aufklärungstruppen die faschistischen Fronttruppen.

In unserem Hof richtete sich der Stab mit seinen Wagen und irgendwelchen technischen Geräten ein. Die deutschen Soldaten haben damals niemanden angerührt, auch nicht geschlagen. Sie fragten nur, ob es hier versteckte russische Soldaten gebe.

Die Nachbarn, darunter auch meine Mutter, wuschen und kochten für die Deutschen – ihnen das abzuschlagen, hätten sie sich nicht getraut. Für diese Arbeit brachten die Deutschen Büchsenfleisch, Zucker und Brot. (Das Brot war bei den Deutschen damals in Zellophantüten eingepackt, und der Zucker war weiß und kristallin, ganz ähnlich wie Salz.) Die Deutschen bedankten sich immer für solche Dienste, sagten »Danke, spasiba«. Es gab sogar welche, die sagten: »Hitler, Stalin – kaputt!« Wohl in dem Sinne: Sollen sich Stalin und Hitler doch prügeln, was geht uns das an? Manchmal zeigten die Deutschen ihre Fotos. Sie hatten große Sehnsucht nach ihrer »Frau«, »Mutter«, »Kinder«. Es interessierte sie nicht, ob einer Jude, Ukrainer, Deutscher oder sonst was war. Das war ihnen egal.

Wahrscheinlich sollte ich aufhören, die Faschisten weiter zu idealisieren, aber schließlich gab es auch unter ihnen Menschen.

Als die Frontsoldaten dann weiterzogen, kamen die Truppen des SD, der SS und der Gestapo in die Stadt. Und nun fing es an »lustig« zu werden. Innerhalb von zwei Wochen wurden an einer öffentlichen Stelle sechs jüdische Ärzte gehenkt. Von zweien weiß ich noch den Familiennamen – Dr. Burschtein und Dr.

Gitis, dessen Tochter Assja Lasarewna Fridman, eine Stomatologin und Musiklehrerin, in Uman noch vielen bekannt ist. Heute lebt sie in Israel.

Die ganze Macht innerhalb der Stadt lag jetzt in den Händen der deutschen Kommandantur. Der Kommandant stellte aus den ortsbekannten Halunken seine »Marionettenregierung« zusammen. Einen gewissen Marzin, den ehemaligen Direktor der Schule Nr. 3, ernannte er zum Leiter der städtischen Verwaltung, zum Polizeichef berief er den Taugenichts Tonkoschkur. Aktive Polizisten wurden unter anderen Rjabuschenko, ein ehemaliger Lehrer, Wladimir Palamartschuk, über den ich noch reden werde, und ein ehemaliger Mitarbeiter der Pädagogischen Hochschule namens Woropajew.

In der Stadt gab es eine faschistisch-nationale Lokalzeitung, »Stimme von Uman«, die in ukrainischer Sprache erschien. Ich erinnere mich, dass man in dieser Zeitung häufig den Begriff »Juden-Bolschewiken« lesen konnte wie zum Beispiel »... sechs Juden-Bolschewiken wurden gehenkt«.

Ungefähr zwei Wochen, nachdem sie die Ärzte gehenkt hatten, war das erste jüdische Pogrom. Insgesamt gab es drei, wie in einem grausamen Märchen. Die Juden wurden ergriffen und noch auf den Straßen oder in den Häusern verprügelt, bevor man sie im Keller des ehemaligen Pionierpalastes in der Lenin-Straße 16 (der heutigen Stolowaja-Straße) im Stadtzentrum zusammentrieb. Der Keller war brechend voll, vor allem mit Frauen, Kindern und alten Leuten. Dann ließen sie Gas hinein, und alle sind erstickt. Wie es heißt, waren es ungefähr eintausend Menschen, genauere Angaben gibt es nicht. Nach den Worten einer Augenzeugin, Marija Pawlowna Kowalenko (geboren 1906), die übrigens an meiner Rettung beteiligt war, zogen sie die Leichen aus den Kellern heraus und zwangen die Männer, sie auf Handwagen aus der Stadt zu schaffen, um sie dort in eine Grube zu werfen. Das Pogrom dauerte einen Tag.

Eine Zeit lang ließ man die verbliebenen Juden in Ruhe. Dann kam eine Anordnung des Kommandanten, nach der alle Juden verpflichtet waren, am linken Ärmel eine weiße Binde mit dem schwarzen sechszackigen Judenstern zu tragen. Wer diese Armbinde nicht trug, wurde erschossen. Den Juden wurde befohlen, in den Marktbezirk (wozu unter anderem die Wostotschnaja- und die Nekrassowa-Straße gehörten) umzuziehen, das hieß – in ein Ghetto. Dort lebte man in sehr beengten Verhältnissen, zu mehreren Familien in einer Wohnung. Ich zum Beispiel »wohnte« mit meiner Mutter und meinem einjährigen Bruder in einer Zweizimmerwohnung mit noch sechs, sieben anderen Familien.

Von dieser Zeit an mussten die Juden übrigens die weiß-schwarzen Binden ersetzen durch leuchtend gelbe Kreise von 8-9 cm im Durchmesser, die vorne und hinten, ungefähr in der Herzgegend, zu tragen waren.

Die jüngeren Ghettobewohner wurden zu schweren Arbeiten herangezogen, wobei sie von einem Polizisten, manchmal auch von einem deutschen Soldaten bewacht wurden. Die Alten und Kranken durften »zu Hause« bleiben.

Wovon wir uns im Ghetto ernährt haben? Genau weiß ich das nicht mehr. Auf jeden Fall haben wir gehungert. Manchmal wurde Mehl oder Hirse ausgegeben. Außerdem versuchten viele Juden heimlich ihre Kleider und Wertgegenstände gegen Lebensmittel zu tauschen. Die ukrainischen Einwohner der Stadt und der nahe gelegenen Dörfer kamen dafür extra zum Ghetto, teilweise gingen sie sogar ins Ghetto hinein. Wir, das heißt meine Mutter, mein jüngerer Bruder Kim (geb. 1940) und ich bekamen häufiger Besuch von Freunden aus dem Dorf Dmitruschki. Das waren die Krawtschenko-Schwestern und ihr Bruder Jewdokija, die wir noch aus den Zeiten vor dem Krieg kannten und die auch heute noch in dem Dorf leben. Sie wurden von ihrem Vater Roman Krawtschenko geschickt, der damals wie durch ein Wunder überlebte und aus den Lagern Stalins zurückgekehrt war.

Das Ghetto war nicht mit Draht eingezäunt und auch nur spärlich bewacht. Auf das Übertreten der Ghettogrenzen durch Juden wie auch auf den Besuch des Ghettos durch Ukrainer standen allerdings schwere Strafen – man konnte dafür erschossen werden.

Unter den jüdischen Ghetto-Bewohnern wurden ein Ältester und ein Helfer bestimmt. Unser Ältester war damals Samburski, sein Gehilfe hieß Tabatschnik. Ich erinnere mich noch genau an sie, da wir mit ihnen zusammen in einem Haus wohnten – in der heutigen Wostotschnaja-Straße 5.

Der Ghetto-Älteste hatte eine sehr schöne Tochter, sie war siebzehn. Regelmäßig kam ein ukrainischer Junge ins Ghetto, heimlich und unter Lebensgefahr, um sich mit ihr zu treffen. Ich sah, wie sie in dem kleinen Flur unseres Hauses miteinander schäkerten. Es war ganz offensichtlich, dass sie ihn auch liebte. Es war wirklich echte Liebe. An die Namen des jungen Paares erinnere ich mich nicht mehr, auch ihr weiteres Schicksal ist mir nicht bekannt. Es hieß jedoch, dass der Junge seine Braut retten konnte. Nach der Befreiung der Stadt hätten sie geheiratet.

Außerdem wurden zwei oder drei jüdische Polizisten und eine jüdische Polizistin ernannt. Die Familiennamen der Männer weiß ich nicht mehr, aber die Frau hieß Ite Glekele, wobei »Glekele« entweder ihr Familienname oder ein Spitzname war. Sie war eine sehr grausame Frau, die ihre eigenen Leute quälte. Man sagt, sie habe überlebt, doch nach der Befreiung der Stadt wurde sie von Juden ergriffen, verprügelt und der Miliz übergeben. Samburski und Tabatschnik starben beim letzten Pogrom.

Periodisch besuchten die Deutschen und die Polizei das Ghetto, um von dem Ältesten eine ziemlich große Menge an Gold und Wertsachen einzufordern. Hätte der ihre Forderungen nicht fristgerecht erfüllt, hätte es ein Pogrom gegeben.

So holte also jedes Mal der Älteste mit einigen Helfern die wohlhabenden Juden zusammen, um ihnen die nötige Summe abzupressen. Wollten diese Leute ihr Gold nicht herausgeben, wurden sie von der jüdischen Polizei verprügelt. Sie wurden auf eine Liege gelegt, mit dem Gesicht nach unten, und bekamen auf das nackte Hinterteil und den Rücken so lange Schläge mit einem Gummiknüppel oder einem Stock, bis die Opfer bereit waren, die geforderte Summe herzugeben.

Auch meinen Großvater Chaim haben sie geschlagen. Doch alles hat einmal ein Ende, so auch das Gold. Da half alles Schlagen nichts. Und dann begann der Terror …

Es war frühmorgens im Herbst, als die Ghettobewohner vom heftigen Klopfen der Gewehrkolben an Türen und Fenster geweckt wurden. Diese »Aktion« wurde im Wesentlichen von der einheimischen Polizei durchgeführt, die sich mit sowjetischen Beutegewehren bewaffnet hatte. Frauen, Kinder und Alte wurden auf die Straße getrieben, zum »Appell«. Meine Familie war noch drei, vier Minuten länger in der Wohnung geblieben, weil ich meine Mütze suchte. Draußen am frühen Morgen war es kalt, und obwohl ich begriff, wohin man uns bringen würde, wollte ich wenigstens nicht frieren.

Ein Polizist, der dafür zu sorgen hatte, dass alle Juden rauskamen, wühlte gerade hastig in einer Kleidertruhe, die in einem Durchgangszimmer stand. Zu der Zeit hatten die Leute viele solche Truhen (»Skrinja« hießen sie auf ukrainisch), in denen man seine Sonntagskleidung und Wertsachen aufbewahrte. Da fragte ihn meine Mutter, ob der Junge nicht eben seine Mütze aus dem Hinterzimmer holen dürfe. An die Mütze erinnere ich mich noch sehr gut. Sie war aus Leder, mit Ohrenklappen, wie bei den sowjetischen Fliegermützen. Der Polizist winkte mit seiner Linken – daran erinnere ich mich genau – halb als Zeichen, dass er einverstanden war, halb in dem Sinne, dass wir uns beeilen sollten rauszukommen. Das haben wir dann zu unseren Gunsten interpretiert.

Als wir die Mütze schließlich gefunden hatten und in das Durchgangszimmer zurückkamen, war der Polizist nicht mehr da. Entweder hatte er uns vergessen, oder er hatte uns absichtlich in der Wohnung zurückgelassen. Das weiß niemand. Meine Mutter nahm mich an der Hand, damit wir auf die Straße zum Appell gehen konnten (wo hätten wir auch sonst hingehen sollen?). Sie hob meinen kleinen Bruder Kim auf den Arm, und wir gingen vom Hof nach unten in die Stadt und rauf bis zur Wasserheilanstalt (heute ist dort die psycho-neurologische Ambulanz). Von der Wasserheilanstalt aus machten wir uns auf den Weg zum Hof der Schule Nr. 1 und versteckten uns dort im Garten.

Alle Juden, die sich damals auf der Wostotschnaja-Straße zum Appell eingefunden hatten, liegen seit diesem tragischen Tag in einem Massengrab in Suchoi Jar, Uman, wo heute ein Denkmal für die mehr als 20 000 Juden steht, die dort gemartert und erschossen worden sind. Nur wir haben überlebt.

… Wir saßen also im Garten der Schule, und ich sehe noch das vertrocknete Kartoffelkraut vor mir, das man noch nicht weggeräumt hatte. Es war kalt, und wir mussten irgendetwas essen. Meine Mutter beschloss, in die leer stehende Wohnung in die Proletstud-Straße 5 zu gehen, wo wir vor dem Krieg gelebt hatten. Dieses Haus steht auch heute noch.

Vom ersten Tag der Okkupation an wohnte dort eine gute Bekannte unserer Mutter, Tante Sina, die eine ganz bemerkenswerte Frau war und deren Mann Wladimir Palamartschuk zur Polizei gegangen war. Auf geheimem Wege ließ meine Mutter Tante Sina die Nachricht zukommen, wo wir uns aufhielten. Ich

weiß noch, dass sie uns in einem Topf einen köstlichen Braten mit Kartoffeln und Brot brachte und dann ganz schnell wieder verschwand, um nicht den Verdacht ihres Mannes zu erwecken.

In dieser Wohnung – die Möbel und Sachen waren längst geplündert – saßen wir ein oder zwei Stunden, als plötzlich ein eindringliches Klopfen an der Tür zu hören war. Wir dachten, es sei Tante Sina, und öffneten. Auf der Schwelle stand jedoch ihr Mann Wolodja mit einem sowjetischen Beutegewehr in der Hand, am linken Ärmel die Polizeibinde. (Anfangs trug die Polizei noch keine Uniform.)

Ich erinnere mich noch wie heute, wie er mit einem Lächeln auf den Lippen eintrat, so als käme er ohne jede böse Absicht. Er zog ein Magazin mit fünf Patronen aus der Tasche, hielt sie ein wenig in der offenen Hand, so dass wir sie sehen konnten, und lud das Gewehr. »Kommt mit!«, sagte er. Meine Mutter war starr vor Entsetzen: »Wie?! Wolodja! Wir waren doch zusammen in der Pädagogischen Berufsschule!« (er war damals Hausmeister, meine Mutter hatte dort als Buchhalterin gearbeitet und selber studiert). »Lass uns gehen, ich flehe dich an. Du siehst doch, die Kinder!« »Das kann ich nicht. Es ist meine Pflicht! Auch wenn ich euch jetzt laufen ließe, dann würden euch eben andere Polizisten einkassieren«, gab ihr Wolodja Palamartschuk zur Antwort.

Er führte uns über die Straße, so wie man einen verhafteten Verbrecher abführt – in den Bezirk der Poliklinik. Bei der Wasserheilanstalt sah er auf der anderen Straßenseite eine jüdische Frau und befahl sie zu sich heran. Aus irgendeinem Grunde hat er uns dann alle ins Gefängnis von Uman gebracht. Wir hatten Glück, dass Wolodja uns nicht auf der Stelle in unserem Haus erschossen hatte. Man brachte uns in eine Zelle, die vollgepfercht war mit jüdischen Frauen, Kindern und Alten. Eine alte Frau lag gelähmt auf einer Trage. Man drohte vor Sauerstoffmangel fast zu ersticken in dieser Zelle. In der Ecke stand die Latrine, oder genauer, eine aufgeschnittene Eisentonne. Mein kleiner Bruder Kim, er war ein Jahr alt, saß auf dem Boden und nahm allen möglichen Unrat in den Mund. Aber meine Mutter sagte auf die Bemerkungen der anderen lediglich, dass jetzt ohnehin alles egal sei. Alle waren sich sicher, dass man uns am Abend oder am nächsten Morgen erschießen würde.

Abends wurde die Tür von einem Deutschen geöffnet, und er gab uns einige Laibe Brot. Ich stand gerade ganz vorne, und so konnte ich wenigstens ein bisschen Luft schnappen, an das Brot dachte ich gar nicht. Wir saßen die ganze Nacht in der Zelle. Am anderen Morgen wurde erneut die Tür geöffnet, diesmal von Deutschen und Polizisten zusammen. Wir dachten alle, jetzt werden wir erschossen, aber ein Deutscher schrie: »Ihr seid frei. Geht alle nach Hause, ins Ghetto. Man wird euch nichts mehr tun. Und sagt das allen, die sich noch versteckt halten.«

Und so hatten wir von neuem Glück, dass die Deutschen sich eine solche Geschichte ausgedacht hatten. Natürlich glaubte ihnen niemand, doch für diesen Tag hatten wir überlebt. In Wirklichkeit zählten die Deutschen darauf, dass alle Juden aus ihren Verstecken herauskämen, um ins Ghetto zurückzukehren. Als sie

unsere Gruppe aus dem Gefängnis entließen, bauten sie auf uns als Informanten unter den anderen Überlebenden.

Die Juden kehrten tatsächlich ins Ghetto zurück – wo sonst hätten sie auch hin sollen? Und so begann im Ghetto wieder das frühere »Leben« unter der beständigen, nicht einmal für eine Minute nachlassenden Furcht, erschlagen, erschossen oder erhängt zu werden. Aber jeder wollte einfach nur hoffen, mit dem Leben davonzukommen. Die jungen Frauen trieb man zu schweren Arbeiten, denn Männer gab es praktisch nicht mehr. Meine Mutter – sie war damals 32 oder 33 Jahre alt – arbeitete beim Straßenbau. Für die Ausbesserung der Straßen verwendete man häufig Grabmale vom jüdischen Friedhof. Dort, wo meine Mutter arbeitete, war ein deutscher Soldat als Wache eingesetzt. Weil meine Mutter verhältnismäßig fließend Deutsch sprach, unterhielt sich dieser Deutsche oft mit ihr. Ganz offen erzählte er ihr von zu Hause, von seinem Leben und wie sehr er den Krieg hasste. Davon berichtete mir meine Mutter, wenn sie von der Arbeit ins Ghetto zurückkehrte.

Wie lange die Juden nach dem zweiten Pogrom noch im Ghetto »lebten«, weiß ich nicht mehr genau. Ich glaube, es waren vielleicht fünf bis sieben Monate. Auf jeden Fall, eines Tages, als meine Mutter bei der Arbeit war, sagte der deutsche Bewacher ganz im Vertrauen zu ihr: »Raja, morgen in aller Frühe werden sie euch alle töten. Mach dich noch heute Abend mit deinen Kindern davon.«

Dazu muss gesagt werden, dass der deutsche Soldat für das Ausplaudern dieses Geheimnisses, der »Aktion gegen die Juden«, von seinen Leuten hätte erschossen werden können.

Ganz außer sich kam meine Mutter ins Ghetto zurück und teilte allen Verwandten und Freunden diese Neuigkeit mit, doch keiner wollte glauben, dass der Deutsche die Wahrheit gesagt hatte. Mutter sagte: »Ich habe euch gewarnt, macht, was ihr wollt. Glaubt es oder eben nicht! Ich werde auf jeden Fall mit den Kindern weggehen.«

Sobald es dunkel geworden war, stieg meine Mutter mit meinem Bruder Kim auf dem Arm und mir nach unten, und wir gingen rechts von der Hausnummer 5 über die Wostotschnaja-Straße durch die Ostrowski-Straße bis in die Stadt, ganz in die Nähe der alten Badeanstalt, wo nach dem Krieg dann die Essigfabrik war. Die leuchtend gelben, im Durchmesser 8-9 cm großen Kreise, die uns als Juden verraten hätten, hatte uns meine Mutter abgenommen, bevor wir das Ghetto verließen. Wie ich schon sagte, war das Ghetto nicht eingezäunt, und Wachposten patrouillierten nur selten.

Am Morgen des nächsten Tages begann das dritte und letzte Pogrom. Das war, glaube ich, im Herbst 1942.

... Wohin aber sollten wir gehen?! Die Stadt war gestopft voll mit Deutschen und Polizisten, ja jeder Passant schien uns ein Polizist zu sein, und es war nur noch ganz wenig Zeit bis zum Beginn der Sperrstunde. Und da wollten wir »freches Judengesindel« durch die Stadt laufen, und das auch noch ohne Erkennungszeichen! Die Lage schien aussichtslos, aber auch hier hatte unsere Mutter

Vorsorge getroffen. Ich sage es ganz ehrlich und ohne Übertreibung, für ihre Findigkeit und den Mut, den meine Mutter bei unserer Rettung bewiesen hat, hätte sie den Ehrentitel eines Helden verdient. Sie führte uns über Seitengassen zu einer alten Bekannten, einer schon älteren Frau, die Stanislawa Pawlowna Nowak hieß und die in der Lenin-Straße 17 wohnte. Dieses Haus, das vor und nach der Revolution dem berühmten Arzt Juri Lwowitsch Kramarenko gehörte, steht noch immer an seinem früheren Platz. Meine Mutter und mein kleiner Bruder blieben bis zum nächsten Morgen bei dieser Frau, während ich als Elfjähriger von Stassja, der Nichte der Hauswirtin, noch am selben Abend zu Wera Michailowna Bazmaniwskaja gebracht wurde. Diese hatte ein eigenes Haus in der Gorki-Straße 55, der heutigen Nummer 39. Vor dem Krieg hatte sie zusammen mit meiner Mutter als Lehrerin in der Schule Nr. 11 gearbeitet. Sie war eine schöne junge Frau, und sie wohnte mit ihrer Tochter Galja zusammen, die genauso alt war wie ich. Ihr Mann war 1937 als Kämpfer für eine unabhängige Ukraine Opfer der Repressionen geworden. Auch sie selber hatte aktiv für die Befreiung der Ukraine gekämpft, sie hasste sowohl die Sowjetmacht als auch die faschistischen Besatzer. Bei Wera Michailowna wohnte ich ungefähr ein Jahr lang als ihr Neffe. Sie gab mir den Familiennamen Melnik und den Vornamen Wassja. Diesen Namen habe ich bis heute behalten, obwohl ich nach dem Pass Miron heiße. Hinter dem Haus hatte sie eine kleine Landwirtschaft, unter anderem auch eine Kuh, die ich während der ganzen Weidezeit hütete. Das Arbeiten hat sie mir, der ich ein Stadtjunge war, sehr feinfühlig beigebracht. Sie war zu mir wie eine leibliche Mutter.

Gewöhnlich weidete ich die Kuh nicht weit von dem Lager, in dem unsere Kriegsgefangenen waren, und so sah ich all die Leiden, denen sie ausgesetzt waren. Die meisten starben vor Hunger oder an Krankheiten, und sie starben täglich.

In der Zeit, als ich die Kuh hütete, hatte ich eine ganze Reihe von Unfällen. Einmal fiel ich vom Baum, ein anderes Mal sprang ich von einem Fuhrwerk, und das Rad rollte mir über beide Beine. Nach einer halben Stunde aber konnte ich von alleine wieder aufstehen und weitergehen. Nicht ein Knöchelchen hatte ich mir gebrochen. Aber was, wenn ich eine Verletzung, einen Bruch gehabt hätte? Sogar heute kann ich nur mit Schrecken daran denken. Wo hätte man mich behandeln sollen? Wäre ich ins Krankenhaus gekommen, hätte man doch sofort gesehen, wer ich war. Und Ende – aus!

Das weitere Schicksal meiner Mutter und meines Bruders fügte sich folgendermaßen: Bei Stanislawa Pawlowna Nowak auch nur eine Stunde länger als nötig zu bleiben, wäre sehr gefährlich gewesen. Im Falle der Entdeckung wartete auf die Hauswirtin wie auf alle, die sie versteckt hielt, die sofortige Erschießung. Am anderen Morgen machte sich meine Mutter daher auf in Richtung des Dorfes Podwyssokoje. Dort wohnten die Eltern des Mannes ihrer Schwester. Der Mann ihrer Schwester war Ukrainer. Sie konnten meine Mutter mit dem Kind zwar nicht aufnehmen, gaben ihr aber Proviant für den Weg und rieten ihr, in Richtung Golowanewsk zu gehen, wo sich ehemalige Sowchosen befanden, in denen anscheinend jeder ohne Unterschied Arbeit fand. Die Kolchosen und

Sowchosen waren auch während der Besatzung weiter als Landwirtschaftseinheiten bestehen geblieben.

Dass sie dort jeden »ohne Unterschied« nähmen war leicht gesagt. Aber es galt eben nicht für Juden. Wohin kannst du gehen ohne Papiere, die beweisen, dass du kein Jude bist?! Meine Mutter ging nach Golowanewsk, doch da sie sich in der Gegend nicht auskannte, musste sie immer wieder nach dem Weg fragen. Gute Leute gaben ihr zu essen und Proviant für den Weg. Sie hatte Glück, dass niemand von diesen Leuten eine derart verdächtige Frau mit einem Kind auf dem Arm der Polizei auslieferte. Meine Mutter sprach ein sehr gutes Ukrainisch, ohne jeden jüdischen Akzent, sie hatte ja Ukrainisch unterrichtet, in der fünften bis siebten Klasse der Dorfschule von Poljanezkoje.

Eines Tages, so erzählte mir meine Mutter später, setzte sie sich auf dem Weg von einem Dorf zum anderen am Waldrand nieder, um ein wenig auszuruhen. Das war in der Nähe des Dorfes Semiduba. Eine völlige Apathie hatte sie plötzlich erfasst, alles war ihr gleichgültig geworden – das Kind, wie überhaupt das ganze Leben. Da ging eine Frau in einer Strickjacke vorüber, die auf den ersten Blick sehr abweisend wirkte. Meine Mutter bat sie um irgendwelche Papiere und bot ihr im Tausch ihren guten Mantel an. Die Frau war einverstanden und ging nach Hause, um bald schon mit einem Dokument auf den Namen Marija Snizaruk zurückzukehren. Meine Mutter gab ihr den Mantel und bekam dafür eine alte Wattejacke. In diesem Aufzug sah sie weniger verdächtig aus, und sie machte sich weiter auf den Weg nach Golowanewsk. In einem der Dörfer sah sie am Gartentor eines Hauses eine freundlich aussehende Frau stehen und bat sie um etwas zu essen. Die Frau forderte meine Mutter auf hereinzukommen und gab ihr zu essen. Sie war voller Mitgefühl, dass sie sich mit einem Kind plagen müsse, dass sie es so schwer habe … Meine Mutter hatte sich als Flüchtling aus dem Donbass ausgegeben. Die Frau meinte, sie sollten noch auf den Mann warten, der jeden Moment nach Hause käme. Er wisse sicher Rat.

Nun stellen Sie sich die Lage meiner Mutter vor, als der Mann schließlich von der Arbeit kam und es ein Polizist war. Er schöpfte bei meiner Mutter jedoch keinen Verdacht (oder tat zumindest so) und riet ihr, das Kind in das Kinderheim von Lebedinka zu geben. Er selbst begleitete sie noch ein Stück und zeigte ihr den Weg. In diesem Kinderheim war mein kleiner Bruder ungefähr ein Jahr. Die Bedingungen dort waren schrecklich.

Der Leiter der Sowchose war ein Russland-Deutscher, und wie sich nach der Befreiung herausstellte, auch Partisan.

Auch in der Sowchose hat meine Mutter viel durchgemacht. Ein »Freund« – ein ehemaliger Kriegsgefangener – hatte Verdacht geschöpft, dass meine Mutter Jüdin sei. Er ging dies sofort dem Leiter der Sowchose melden, doch der antwortete nur, er sei selber ein Verräter, als Kommandeur der Roten Armee solle er andere nicht verdächtigen.

Nachdem meine Mutter sieben oder acht Monate dort gearbeitet hatte, erhielt sie einen Platz in einem Wohnheim und beschloss, mich aus Uman zu holen. Sie

ließ sich bei der Arbeit ein Dokument geben, dass sie zu Verwandten nach Christinowka ginge. Der Leiter stellte ihr einen Passierschein als Ausweis aus. Als Mutter in Poljanezkoje, dem Dorf, in dem sie als Lehrerin gearbeitet hatte, ankam, schickte eine Bekannte ihre fünfzehnjährige Tochter zu mir nach Uman, die mich dann zu meiner Mutter brachte. Von Poljanezkoje aus machten wir uns gemeinsam auf den Weg Richtung Sowchose, wo meine Mutter jetzt Wohnung und Arbeit hatte. Als wir an einem Wald vorübergingen, in der Gegend des Dorfes Sobkiwka, kam uns plötzlich, wie aus dem Nichts, ein Wagen entgegen. Auf dem Wagen saßen zehn bis zwölf Polizisten. Einer von ihnen, der Anführer, saß vorne neben dem Fahrer. Ganz instinktiv fing ich an, meine Mutter an der Hand in Richtung Wald zu ziehen, wobei ich vor mich hin sagte: »Wir sind verloren! Wir sind verloren!«

Doch die Polizisten hatten uns sehr wohl bemerkt und befahlen uns näher zu kommen. »Wer seid ihr? Woher kommt ihr und wohin wollt ihr? Eure Papiere!«, forderten sie in scharfem und grobem Ton. Meine Mutter zeigte ihren Ausweis und legte auch das Dokument vor, das sie gegen den Mantel getauscht hatte.

Der erste Polizeimann schaute auf meine Mutter und sagte böse: »Erzähl doch keine Märchen! Du hast doch in der Pädagogischen Berufsschule in Uman gearbeitet und studiert. Setzt euch auf den Wagen!« Sie brachten uns in das Dorf Sobkiwka zur Dorfverwaltung. Bis heute verstehe ich nicht, warum die Polizisten uns nicht sofort erschossen haben, gleich im Wald … Offenbar wollte es das Schicksal, dass wir überleben. In der Verwaltung fand zu der Zeit gerade eine Versammlung der Dorfbewohner statt. Bei unserem Anblick stieß eine Frau auf Ukrainisch hervor: »Ihr Armen, das ist euer Tod«, und vielen Frauen traten dabei die Tränen in die Augen. Sie brachten uns Essen und weinten. An dieser Stelle muss ich einmal sagen: Das ukrainische Volk hat wunderbare, gute, herzliche und gastfreundliche Menschen, die, um andere zu retten, ihr eigenes Leben riskiert haben. Diese Überzeugung gründet auf eigener bitterer Erfahrung, als ich in der Not auf sie angewiesen war. Es stimmt, Freunde erkennt man in der Not. Sicher, Gesindel und Schurken gibt es in jeder Nation.

So saßen wir also auf einer Liege und waren schon auf das Schlimmste gefasst … Doch da gab es wiederum einen glücklichen Zufall, auf den wir nie zu hoffen gewagt hätten. Der erste Polizist dort (meines Wissen war das Rjabuschenko, der stellvertretende Leiter der Polizei) wurde nach Uman gerufen, und er beauftragte einen örtlichen Polizisten, uns in der Nacht zu erschießen. Wir saßen und warteten bis tief in die Nacht. Dann schlief ich ein. Plötzlich weckte mich meine Mutter – vor uns stand ein Mann von der Polizei mit einem Gewehr. Er führte uns nach draußen, setzte uns auf einen Wagen und setzte sich neben uns. Der Kutscher lenkte die Pferde. Ich erinnere mich noch sehr gut an diese unheimliche und zugleich glückliche Nacht. Der Mond schien hell, die Nacht war still … Weder meine Mutter noch ich weinten oder schrien. Wir fuhren ganz ruhig, obwohl wir genau wussten, wohin es ging. Plötzlich aber begann meine Mutter laut auszusprechen, was ihr auf dem Weg zur Erschießung durch den Kopf ging. Sie sprach

auf Ukrainisch: »Ist es denn wahr, dass ich zum letzten Mal diese herrliche Nacht, diesen Mond, der meinen letzten Weg beleuchtet, diesen wundervollen Wald erblicke, dass ich zum letzten Mal den Gesang der Vögel höre? Dass ich niemals mehr die Sonne aufgehen sehe?« Da nahm der Polizeimann, ich habe es selber gesehen, die Hand meiner Mutter und sagte leise, ebenfalls auf Ukrainisch: »Alles sollst du noch sehen, die Nacht, den Tag und auch den Mond und alles ringsherum. Aber sei in Zukunft vorsichtig.«

Der Polizist war vielleicht 25 Jahre alt. Er erzählte von seiner schweren Kindheit und Jugend. Als die Eltern, die Kulaken waren, enteignet und nach Sibirien deportiert wurden, musste er »unter die Leute gehen« und sich Arbeit suchen. Ich verstehe nicht, warum er keine Angst davor hatte, dass der Kutscher ihn denunzieren könnte. Er gab meiner Mutter alle Papiere zurück. Ganz offensichtlich hatte er von Anfang an vorgehabt, uns laufen zu lassen. Wir wussten weder seinen Vornamen noch seinen Nachnamen. Als wir nach der Befreiung nach Sobkiwka fuhren, um von seiner Tat zu berichten, hatte man ihm schon fünfundzwanzig Jahre Gefängnis gegeben. Wir waren zu spät gekommen. Warum sich meine Mutter nicht für ihn verwendet hat? Ich weiß es nicht …

Die Sowchose erreichten wir dann ohne größere Schwierigkeiten.

Doch auch da mussten wir immer auf der Hut sein. So ist mir während unseres Aufenthaltes in der Sowchose Folgendes passiert: Damals wurden viele junge Ukrainer zum Arbeiten nach Deutschland verschleppt, bis sie eines Tages anfingen, sogar Kinder zu nehmen. Und so bekam auch ich – als ukrainischer Junge – eine Vorladung. Nun musste ich mich doppelt verbergen. Meine Mutter versteckte mich auf einem Gehöft bei einer Bekannten. Das war eine Lehrerin aus Leningrad, die ihre Schwester besucht hatte und nicht mehr zurückfahren konnte, als der Krieg begann. Der Leiter der Sowchose meldete den Deutschen, dass es den gesuchten Jungen auf seinem Territorium nicht gebe. Fast zwei Monate verbrachte ich auf dem Hof, bis mich meine Mutter wieder zurückholte.

Schon damals, als meine Mutter in der Sowchose »Swirnewo« gerade Arbeit gefunden und mich bei Wera Michailowna aus Uman abgeholt hatte, war sie auch ins Kinderheim gegangen, um Kim zu holen. Er war in einem kritischen Zustand, er war voller Furunkel und entsetzlich krank. Niemand glaubte, dass er überleben würde. Doch meine Mutter pflegte ihn gesund, obwohl sie keinerlei Medikamente hatte. Zum Glück kannte sie alte Hausmittel und Kräuter.

Unser weiteres Leben in der Swirnewo-Sowchose im Bezirk Golowanewsk verlief ohne weitere Unfälle oder besondere Vorkommnisse, wenn man außer Acht lässt, dass wir jede Minute hätten entdeckt und vernichtet werden können.

Wir lebten dort bis 1944. Die Rote Armee war auf dem Vormarsch, und wir wussten, dass die Befreiung nahe war. Trotzdem standen wir wieder vor der Frage: Wie können wir überleben? In unserer Sowchose hatten sich viele ukrainische Polizisten gesammelt, die wie die Deutschen auf dem Rückzug waren, und diese Leute waren imstande, in ihrem Zorn auch die ukrainische Bevölkerung zu erschießen. Außerdem existierte für uns noch eine ganz konkrete Gefahr: Einer

von den Polizisten hatte angefangen, gegenüber meiner Mutter Bemerkungen zu machen, er habe erraten, wer wir in Wirklichkeit seien. Wir haben tatsächlich sehr gezittert vor der Befreiung. Wie schrecklich wäre es doch gewesen, durch so viele Gefahren gegangen zu sein und dann doch noch zu sterben …

Nach dem Abzug der Deutschen und der Polizei herrschte zwei Tage lang Anarchie. Es war der 16. März 1944, am Tage, als ich am Fenster saß und vier oder fünf Reiter kommen sah – in sowjetischen Uniformen, wie mir schien, allerdings mit Schulterklappen. Und Schulterklappen bedeutete Polizei. Wir wussten ja noch nicht, dass man in der Roten Armee die Schulterklappen eingeführt hatte, obwohl schon solche Gerüchte gingen. Sofort erzählte ich meiner Mutter, was ich gesehen hatte, und wir waren beide sehr erschrocken. Wo sollten wir uns verstecken? Da sah ich, wie die Leute aus ihren Häusern herauskamen und die »Polizisten« umarmten und küssten. Mein Gott, dass sie sich nicht schämten, diese Menschen! Doch niemand schoss, und es wurde auch niemand getötet. So gingen auch wir hinaus … und erst dann begriffen wir, wer diese Reiter waren! Es ist unmöglich, unsere Gefühle bei diesem Zusammentreffen mit unseren lieben Befreiern zu beschreiben. Das musste man selbst erlebt haben.

Die Reiter erwiesen sich als sowjetische Aufklärungstruppen. Ihnen folgte der Heeresteil. Jeder Bewohner der Sowchose riss sich förmlich um die Befreier, wollte sie bei sich einquartieren. Man zog die Soldaten an den Händen, zerrte sie an den Mantelschößen. An unserem Tisch saßen acht bis zehn Personen, und auch wir saßen da. Nun konnten wir uns endlich freuen, lachen … aber wir weinten nur … Das waren die glücklichen Tränen der Freude: Sollte das wirklich kein Traum sein?!